



# Die Karawane

Vierteljahresshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG / WÜRTT.



## BYZANZ

Synthese von Ost und West

Bild auf der Titelseite:

Fußbodenmosaik aus dem Heiligen Kaiserpalast bei der Hagia Sophia (6. Jahrh.)

DIE KARAWANE

Heft 4 - 1960/61

# BYZANZ

Synthese von Ost und West



herausgegeben im

KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG

mit Unterstützung der Karawane-Studienreisen und dem

Büro für Länder- und Völkerkunde

Ludwigsburg

## V O R W O R T

*Das letzte Heft des mit dem Monat März zu Ende gehenden ersten Jahrganges 1960/61 unserer Vierteljahreshefte „DIE KARAWANE“ ist Byzanz gewidmet.*

*Ist nicht das kleine Titelbild dieses Heftes beinahe ein wenig symbolhaft? Hat nicht Europa allzuoft den Kopf abgewandt von dem so reichlich sich darbietenden Beitrag des alten Byzantion zum Werden seiner eigenen Kultur?*

*Fast scheint es, als lebe in unserer Erinnerung das türkische Istanbul lebhafter, als das vorchristlich-griechische und später christliche Bollwerk unseres Kontinents gegen den Osten.*

*Dem vorliegenden Byzanzheft soll ein „Istanbul“-Heft folgen.*

*Ludwigsburg, 20. Februar 1961*

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'H. Altmann'. The signature is written in a cursive, somewhat stylized script.

## Zur Frühgeschichte von Byzanz

Lange vor der Gründung von Byzanz durch dorische Megarer im 7. Jhdt. v. Chr. waren die Küstengebiete am Bosphorus Schauplatz bedeutsamen Geschehens, das Bodenfunde und Überlieferungen der Altertumforschung in den letzten Jahrzehnten erschlossen haben. Seit Beginn der frühen Metallzeit im 3. Jtsd. v. Chr. verdichteten sich die bereits in älterer Zeit deutlichen nahöstlichen Kulturströmungen, die über das Bosphorusgebiet als Brücke in den Balkan - Donauraum führten und entscheidend zur Ausbildung der Metallkultur beitrugen. Auf dem gleichen Wege gelangten donauländisch-balkanische Einflüsse, nicht minder bedeutsam, nach Anatolien; dadurch wurde beispielsweise im 2. Jtsd. v. Chr. Kleinasien mit der Pferdezeit bekannt, an deren Verbreitung indogermanische Kräfte hervorragenden Anteil hatten, unter ihnen die Thraker sowie die ihnen verwandten Myser und Phryger. Seit dem 13. Jhdt. v. Chr. stand das Meerengebiet im Zeichen der Großen Wanderung, in deren Verlauf Myser, Phryger und thrakische Stämme aus ihren Sitzen im donauländisch-balkanischen Bereich nach Westkleinasien gelangten; die Bewegungen fanden ihren Abschluß mit dem Vorstoß von Thrakern und Kimmeriern, die im 7. Jhdt. über den Bosphorus drangen und zusammen mit den über den Kaukasus gezogenen Kimmeriern ebenso zum Schrecken der nahöstlichen Welt wurden wie das ihnen folgende Reitervolk der Skythen.

Daß die Küstengebiete des Bosphorus in der Frühzeit von Stämmen des im Balkan-Donau-Raum weitverbreiteten Thrakervolkes besiedelt waren, ist durch mythische Kunde lange in Erinnerung der Griechen geblieben; mit ihr verbindet sich die Vorstellung von wilden kriegerischen Bewohnern, die sich jedem fremden Landungsversuch feindlich gegenüberstellten. Daß sich in diesen Überlieferungen, die vor allem durch die Erzählungen von der Argonautenfahrt, den Abenteuern des Herakles und den Kämpfen der Griechen vor Troja vertreten werden, die Begegnung des mykenischen Frühgriechentums mit den Fremdkräften im Bereich der Meerenge spiegelt, macht der archaeologische Befund wahrscheinlich; er bezeugt uns mykenische Beziehungen zu den thrakischen Stämmen an den Küsten des Marmarameeres und zu den kleinasiatischen Küstenbewohnern am Schwarzen Meer für das 2. Jtsd. v. Chr.

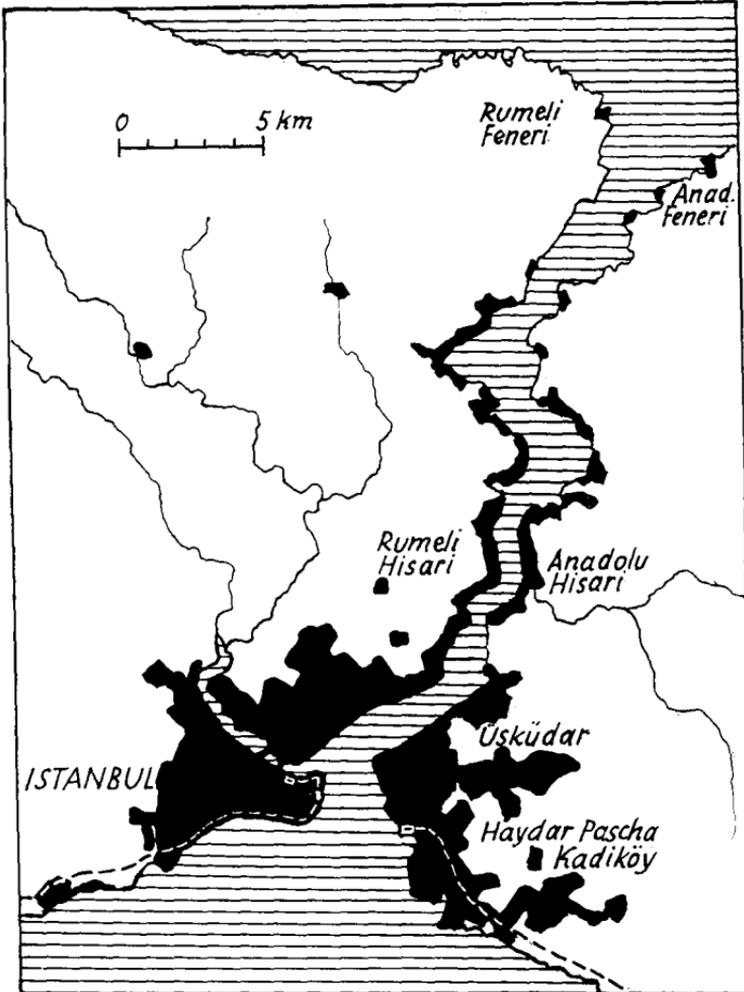
Diese frühgriechischen Verbindungen mit dem Meerengebiet

zwischen Ägäis und Schwarzem Meer rissen durch den Untergang der mykenischen Kultur und ihres weitausgreifenden Seewesens im 12./11. Jhd. v. Chr. jäh ab. Nach der Landnahme der Dorer, durch die jonische und äolische Kräfte zur verstärkten Abwanderung in die Küstenlandschaften Kleinasiens gezwungen wurden und dort das bereits in mykenischer Zeit verbreitete Frühgriechentum verstärkten, waren die frühgriechischen Erfahrungen in den Meerengegebieten verblaßt und teilweise durch phantastische Vorstellungen ersetzt, die in der mythischen Überlieferung Gestalt fanden. Erst allmählich klärte sich das Bild, nachdem jonische Seefahrer aus Milet um die Mitte des 8. Jhd. v. Chr. kühne Vorstöße gewagt und erste Pflanzstädte an den Südküsten des Marmarameeres (Kyzikos) und des Schwarzen Meeres (Sinope, Trapezus) gegründet hatten. Der Kimmeriersturm vernichtete diese Plätze, so daß sie im Zuge der großen Kolonisation des 7. Jhd. v. Chr. durch Neugründungen ersetzt wurden, die sich bald in einen dichten Kranz milesischer Kolonien fügten. Er erstreckte sich auch entlang den nördlichen und östlichen Küstengebieten des Schwarzen Meeres, dessen iranischer Name (Blauschwarzes Meer) von den Griechen im Sinne ihres Wortes „axenos“ = „ungastlich“ verstanden wurde; euphemistische Umprägung führte schließlich zur Bezeichnung „Pontos Euxinos“ = „Gastliches Meer“, die durch den reichen Gewinn aus den Pflanzstädten gestützt wurde.

Das Bosphorusgebiet und damit der unmittelbare Zugang zum Schwarzen Meer entging den Milesiern, denen dorische Megarer zuvorgekommen waren. Die Siedler aus der bereits in kretisch-mykenischer Zeit bedeutsamen Brückenlandschaft zwischen Attika und der Peloponnes hatten sich um 680 v. Chr. zunächst auf dem kleinasiatischen Ufer des Bosphorus niedergelassen und dort Kalchedon gegründet (Kadikiöi bei Skutari). Siebzehn Jahre später erfolgte nach Herodot (4, 144) auf der gegenüberliegenden Seite die Gründung von Byzantion im Gebiet verschiedener Thrakerstämme, zu denen auch die den Bithynen verwandten Thyen gehörten; sie wurden von den Megarern und der mit ihnen ausgezogenen Siedlern aus Argos bis weit in das Hinterland unterworfen, so daß das Gebiet von thrakischen Fischern und Strandräubern frei war, die nur noch in entfernten Küstengegenden lange ihrem Gewerbe nachgehen konnten und dabei vorzeitig anmutende Gesittungsformen bewahrten.

Mit der Niederlassung auf der Landzunge, die den Meerbusen des Goldenen Horns im Süden umschließt, hatten die Siedler aus Megara einen ungleich günstigeren Platz gewonnen als die stammverwandten Gründer von Kalchedon auf dem gegenüber-

liegenden Ufer; man nannte sie nach dem blühenden Aufstieg von Byzantion „die Blinden“, weil sie bei ihrer Ansiedlung den Vorteil der Landzunge am Goldenen Horn nicht erkannt hatten (Strabon 7,320 C). Diese Beurteilung bezog sich nicht nur auf die hervorragende Lage von Byzantion, sondern auch auf die ungemein günstigen Bedingungen für den Thunfischfang, der bereits von den thrakischen Vorbewohnern dieses Gebietes seit der Frühzeit betrieben worden war. Wurde doch die tiefe Einbuchtung des Goldenen Horns von den Thunfischen zur Laich-



Karte 1: Der Bosphorus mit den heutigen Siedlungen  
(Aus dem Logbuch der Karawane-Studienreisen)

zeit in großen Schwärmen aufgesucht; die herrschende Oberflächenströmung, die auf das Goldene Horn zuführt, brachte eine derartige Verdichtung der Laichzüge mit sich, daß man die Fische oft mit bloßen Händen fangen konnte (Strabon 7, 320 C). „Byzantion ist die Mutterstadt des großen Thunfisches“, heißt es bei Archestratos (Athenaeus 7,303 E). Dagegen hatte Kalchedon nur eine geringe Ausbeute an diesen Fischen zu verzeichnen, die als billiges Volksnahrungsmittel großen Absatz fanden, aber auch von Feinschmeckern wegen besonderer Leckerbissen geschätzt waren. Die reichen Fangergebnisse trugen wesentlich dazu bei, daß die Stadt rasch emporblühte und die benachbarten Kolonien überflügelte; die Aussicht auf Gewinn zog Griechen anderer Stämme nach Byzantion, darunter Boioter, so daß die Stadt fast den Eindruck „eines gewissen panhellenischen Charakters“ erwecken konnte (E. Curtius). Begünstigt wurde der Aufstieg von Byzantion auch durch die freundschaftlichen Beziehungen zu Milet und seinen Pflanzstädten, deren Schiffe ungehindert den Bosphorus passieren konnten; wahrscheinlich war diese kluge Politik das Ergebnis einer Art „entente cordiale“ zwischen dem dorischen Megara und dem jonischen Milet im 7. Jhdt. v. Chr. (Hanell). Dadurch wuchs die Abwehrkraft der griechischen Bastion am Bosphorus gegenüber den umwohnenden Thrakern, die der zunehmende Wohlstand von Byzantion zu Plünderungszügen reizte; so mußte die Stadt schon früh durch eine stattliche Mauer gesichert werden, um der ständigen Bedrohung zu begegnen. Unter den archaeologischen Zeugnissen



vom frühen Byzantion verdienen die Münzbilder besondere Beachtung, weil ihre Motive, auch wenn sie erst in der Silberprägung des 5./4. Jhdt. v. Chr. zu uns sprechen, von der geistigen Überlieferung der Gründungszeit künden. Es handelt sich um die Darstellung einer über einem Delphin schreitenden Kuh, über der in altkorinthischer

Schreibweise die Buchstaben BY stehen. Ist mit dem Bild des Delphin außer der überragenden Bedeutung des Hafensplatzes zugleich die kultische Bindung an Poseidon bezeichnet, so weist die Darstellung der Kuh in den mythischen Bereich der Göttin Hera; denn es handelt sich um die von der Göttin in eine Kuh verwandelte und durch eine gespenstige Bremse durch die Küstengebiete des östlichen Mittelmeeres gejagte Io, die während ihres Irrs auch das Bosphorusgebiet erreichte. Der in der vordorischen Peloponnes beheimatete Mythos, in dem sich ein

frühgriechisches Weltbild spiegelte, ist von den mit Megarern vereinten Siedlern aus Argos nach Byzantion mitgebracht worden; aus Megara selbst mag der Kult des Poseidon stammen, der als Vater des mythischen Gründers von Megara galt. So weisen die Münzbilder auf die Herkunft der ersten Siedler, andererseits aber geben sie auch Zeugnis von dem byzantinischen Gründungsmythos; dieser erzählte von dem durch die Inschrift bezeichneten König Byzas, der als Sohn des Poseidon und der Io-Tochter Karoessa betrachtet wurde.

Sind die byzantinischen Silbermünzen in den Motiven rein griechisch, so folgen sie im Gewicht der persischen Prägung, die nach der Eroberung Kleinasiens durch Kyros bis in die Zeit Alexanders des Großen üblich war. Spätestens unter Darcios I. kamen die beiden Bosphorusstädte in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Perserkönig, bei dessen Skythenzug 514/13 v. Chr. sie auch in das Licht der Geschichte traten. Zwischen Kalchedon und Byzantion wurde für das Perserheer eine Schiffsbrücke gebaut; byzantinische Schiffe verpflichtete der von Darcios eingesetzte Tyrann Ariston für das Flottenaufgebot, das das persische Landheer längs der Küste bis zur Donaumündung begleiten sollte. Als das Unternehmen des Perserkönigs mit einem kläglichen Rückzug endete, wurde die Brücke über den Bosphorus von den Kalchedoniern zerstört, sodaß Darcios zu Schiff übersetzen mußte. In Byzantion wandte man sich gegen die vom Perserkönig anlässlich seines Brückenübergangs errichteten Säulen, von denen eine für einen Artemisaltar verwendet wurde. Die Freiheitsbewegung nahm jedoch ein rasches Ende, als der Satrap von Lydien, Otanes, den persischen Oberbefehl in Europa übernahm und die beiden Bosphorusstädte wieder unter die Oberhoheit des Großkönigs brachte. Katastrophal endete die perserfeindliche Einstellung von Byzantion und Kalchedon im jonischen Aufstand; nach der Niederlage der Jonier bei Lade und dem Fall von Milet (494 v. Chr.), verließen die Bewohner beider Städte das Meerengebiet und suchten Zuflucht in der megarischen Pflanzstadt Mesembria am Westufer des Schwarzen Meeres. Die phönikische Flotte der Perser brandschatzte beide Plätze am Bosphorus; Byzantion wurde von den Persern als Stützpunkt ausgebaut, der die Zufahrt zum Schwarzen Meer sperrte und damit einen wichtigen Verbindungsweg zu bedeutsamen Versorgungszentren lahmlegte. Die Befreiung der befestigten Stadt war daher nach der persischen Niederlage bei Platäa ein wichtiges Anliegen der Griechen, die mit ihrem gemeinsamen Flottenaufgebot unter dem Befehl des Spartanerkönigs Pausanias die Einnahme 478 v. Chr. erzwang und nach zwanzigjähriger

Fremdherrschaft den Bosphorus dem Griechentum wiedergewann. Die beherrschende Lage von Byzantion hatte schon während der Perserzeit bei dem ehrgeizigen Histiaios, der den Persern den Rückzug über die Donau gesichert hatte, den Plan einer eigenen Herrschaft am Bosphorus geweckt; doch war er durch den Zusammenbruch des jonischen Aufstandes daran gescheitert. In dem eigenwilligen Spartanerkönig Pausanias fand er einen Nachfolger; dieser fuhr nach seiner Abberufung eigenmächtig nach Byzantion zurück und konnte sich mehrere Jahre als unabhängiger Machthaber behaupten. Von einer aus Persern und Ägyptern gebildeten Leibwache umgeben, mit Vorliebe für medische Tracht und Lebensweise, erscheint der königliche Mann wie ein Vorgänger späterer Herrscher am Bosphorus, die griechische und nahöstliche Tradition miteinander in neuer Form verbanden. Die Position, die sich Pausanias an den Meerengen geschaffen hatte, mußte vor allem von den Athenern als Gefahr für den Handel angesehen werden. Die Vertreibung des Spartanerkönigs aus Byzantion 472 v. Chr. durch den Athener Kimon bannte diese Bedrohung und schuf die Voraussetzung für den Eintritt der Stadt in den delisch-attischen Seebund, in dem sich die Byzantiner mit Schiffen an den Kämpfen gegen die persischen Stützpunkte im thrakischen Küstengebiet beteiligten.

Aus der Zeit der byzantinischen Mitgliedschaft im delisch-attischen Seebund verdienen die Tributlisten besondere Beachtung, weil sie die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Bosphorusstadt erkennen lassen; steht doch die Höhe der Abgaben an der Spitze aller Bündnerzahlungen, und die Tatsache, daß sie noch gesteigert werden konnten, weist auf eine beachtliche Finanzkapazität hin. Begünstigt wurde dieser Aufstieg durch das freundschaftliche Verhältnis zum thrakischen Odrysenreich und seinen mächtigen Königen; durch die Ausbreitung der Odrysenmacht waren die Landverbindungen mit den Pflanzstädten an der Westküste des Schwarzen Meeres unterbrochen, so daß sich der Handel ganz auf den Weg durch den Bosphorus konzentrierte. Zur Sicherung dieser Schlüsselstellung hatte Athen eine ständige Wache in die Stadt gelegt, da es am Pontoshandel den größten Anteil hatte; wahrscheinlich wurde bereits unter Perikles ein Sundzoll erhoben, der unter Alkibiades fest gesichert ist. Die athenischen Hoheitsrechte in Byzantion als Stapelplatz des pontischen Kornes führten bei Ausbruch des Peloponnesischen Krieges dazu, daß der Schiffahrtsverkehr durch den Bosphorus für alle Gegner Athens gesperrt wurde; selbst für Bundesmitglieder bestanden strenge Vorschriften über die Ausfuhr von Getreide aus dem Bosphorushafen, der von entscheidender Bedeutung für die Versorgung

von Athen und seinen Verbündeten wurde. Zum ersten Mal in der Geschichte zeigte sich die Tragweite eines Bündnisses mit der Beherrscherin des Bosporus, die sich bei aller Bindung an Athen selbständige Unternehmungen leisten konnte; so gelang es Byzantion 416 v. Chr., mit einem thrakischen Aufgebot, das zugleich den Einfluß der Stadt im thrakischen Hinterland erkennen läßt, Kalchedon gegen die unruhigen Bithynier zu unterstützen und das Bosporusgebiet vor dem Zugriff jenes kleinasiatischen Thrakervolkes zu bewahren.

Das Selbstbewußtsein der Byzantiner zeigte sich nach der unglücklichen sizilischen Expedition auch gegenüber Athen, dessen Forderungen das unternehmungsbereite Handelsbürgertum der Stadt belasteten. Als 411 v. Chr. eine spartanische Flotte unter Klearchos und dem Megarer Helixos vor dem Hafen erschien, war Byzantion für Athen verloren; die versorgungswichtigen Getreideflotten aus dem Schwarzen Meer blieben aus, Sparta behauptete die Schlüsselstellung am Bosporus, nachdem Klearchos Flottenverstärkung erhalten und die Stadt durch sorgfältige Verteidigungsmaßnahmen gesichert hatte. Einen entscheidenden Umschwung zu Gunsten von Athen brachte der Seesieg des Alkibiades bei Kyzikos im Sommer 410 v. Chr., so daß bald athenische Schiffe im Bosporus kreuzen und den freien Handelsverkehr wiederherstellen konnten. Einen Angriff auf das starke Byzantion scheute Alkibiades; doch ließ er schräg gegenüber der Stadt den von der Bosporusströmung begünstigten Platz Chrysopolis befestigen, der zugleich als Zollerhebungsstelle diente. Damit war der Handel von Byzantion lahmgelegt, das außer seiner Bevölkerung noch die fremde Besatzung zu versorgen hatte. Als Alkibiades mit bedeutenden Verstärkungen die Belagerung auf der Landseite begann, war die Einschließung der starkbewehrten Stadt vollzogen. Wenn sich die Mauern auch gegenüber dem wiederholten Ansturm der Athener als uneinnehmbar erwiesen, so war doch die Verteidigung auf längere Zeit hinaus infolge der aufkommenden Hungersnot nicht möglich; so setzten sich byzantinische Bürger im Winter 409/8 v. Chr. über die Köpfe der spartanischen Besatzung hinweg mit den Belagerern in Verbindung und öffneten ihnen das thrakische Tor. Aber schon nach dem spartanischen Seesieg von Aigospotamoi im Hochsommer 405 v. Chr. mußte sich die Stadt Lysander ergeben, der der athenischen Besatzung freien Abzug gewährte und die demokratische Verfassung durch eine Oligarchie ersetzte. Infolge dieser innenpolitischen Veränderungen kam es zu schweren Unruhen in der Bürgerschaft, die vorwiegend demokratisch dachte; die obligarchisch gesinnten Byzantiner mußten

sich hilfesuchend an Sparta wenden, da die Unsicherheit in der Stadt neue Bedrohungen durch die umwohnenden Thraker fürchten ließ. Der 403 v. Chr. entsandte Klearchos, der die Verhältnisse in Byzantion von früher kannte, führte ein Schreckensregiment, wie es die Bürger bisher noch nicht erlebt hatten; ihn bestimmten vorwiegend persönliche Interessen, die wahrscheinlich auf eine ähnliche Machtstellung zielten, wie sie einst der Spartanerkönig Pausanias ausgeübt hatte. Von Sparta unter dem Druck der Byzantiner abberufen, entzog er sich einem Gerichtsverfahren durch Flucht zum persischen Vizekönig von Kleinasien, dem jüngeren Kyros.

Episodenhaft und doch nicht uninteressant wegen der politischen Hintergründe erscheint das Auftreten des Xenophon und der ihm verbliebenen griechischen Söldner, die 401 v. Chr. mit dem jüngeren Kyros gegen dessen Bruder, den persischen Großkönig Artaxerxes II., zu Felde gezogen waren und sich nach dem Tod des Kyros bis zum Bosphorus durchgeschlagen hatten. Die spartanischen Oberbefehlshaber in Byzantion, die Klearchos abgelöst hatten, verhielten sich entsprechend den Weisungen der spartanischen Politik gegenüber den „Kyreern“ ungemein reserviert; denn sie mußten sich dem Großkönig gegenüber angesichts des Geheimabkommens zwischen Sparta und Kyros ebenfalls kompromittiert fühlen und jede Hilfe für die Söldner unter Xenophon zurückweisen. Die Erbitterung bei den „Kyreern“ war so groß, daß sie in der Stadt zur Selbsthilfe schritten und die verängstigten Bürger auf Fluchtgedanken brachten; Xenophons Eingreifen bewahrte die Stadt vor schweren Plünderungen und Straßenkämpfen. Schließlich zog Byzantion noch Nutzen aus dem Auftreten der Kyreer, die von dem Odrysenkönig Seuthes gegen aufständische Thraker verpflichtet worden waren; denn auf diese Weise war auch von Byzantion selbst die thrakische Bedrohung gebannt, die infolge der inneren Unsicherheit nicht aus eigener Kraft beseitigt werden konnte.

Die Erfolge der athenischen Flotte unter Thrasybul 389 v. Chr. beendeten die spartanische Herrschaft in Byzantion und mit ihr das obligarische Regiment, das wieder einer demokratischen Verfassung weichen mußte. Im Gegensatz zur Vergangenheit wahrte jedoch die Bosphorusstadt jetzt ihre Selbständigkeit noch stärker, wenn sie auch mit Athen durch freundschaftliche Beziehungen verbunden war. Ein beredtes Zeugnis ist die mit Ephesos, Samos, Knidos, Iasos und Rhodos abgeschlossene Münzunion, die gemeinsamen handelspolitischen Interessen diente; die Münzen zeigen auf der einen Seite das jeweilige Stadtzeichen, auf der anderen übereinstimmend das Bild des schlangenhür-

genden Herakles, gleich als ob damit der gemeinsame Wille zur Abwehr jeglichen Würgegriffs gegen die versorgungswichtige Handelsschifffahrt bekundet werden sollte. Die Vermutung ist noch nicht widerlegt, daß dieser Bund im Zusammenhang mit jenem schicksalschweren Ereignis steht, das der verhängnisvollen Abschnürung der gesamten athenischen Flotte in Byzantion durch die Blockade des Spartaners Antalkidas folgte; denn unter dem Druck der drohenden Hungersnot, die das Ausbleiben des pontischen Getreides mit sich brachte, war Athen bereit, die von Antalkidas gebilligten Bedingungen des persischen Großkönigs anzunehmen, nämlich die Überlassung des kleinasiatischen Festlandes an die Perser und das Autonomieprinzip für alle Griechenstädte. Im sogenannten Königsfrieden von 386 v. Chr., der „einen der tiefsten Tiefpunkte in der Geschichte der Griechen aller Zeiten“ bedeutete (Bengtson), war auch die Autonomie von Byzantion verbürgt und durch den persischen Großkönig mitgarantiert. Sie blieb unangetastet über die Zeit des zweiten attischen Seebundes und der thebanischen Hegemonie bestehen, die eine vorübergehende engere Verbindung zwischen Byzantion und Theben brachte; als Epameinondas 364 v. Chr. seine erste Flottenexpedition gegen das Meerengegebiet durchführte, trat die Bosporusstadt nach dem Austritt aus dem Seebund auf seine Seite. Daß sich die Beziehungen zwischen Byzantion und Theben auch über die große Zeit Thebens hinaus hielten und den Thebanern im 3. heiligen Krieg (356/46 v. Chr.) eine zweimalige Geldzahlung gewährt wurde, dürfte in der Tatsache mitbegründet sein, daß zu den Gründern der Bosporusstadt auch Boioter gehörten; auf sie geht der Kult des boiotischen Sehers Amphiaraos zurück, den der Erdboden nach dem Kampf um Theben mitsamt dem Wagen verschlang, aber auch im Poseidondienst von Byzantion wirkt boiotische Überlieferung mit.

Die wachsenden Selbständigkeitstendenzen der Bosporusstadt führten nach versteckten Maßnahmen gegen athenische Schiffe 357 v. Chr. zur offenen Feindschaft gegenüber Athen mit dem Beitritt zu dem Bund, den König Maussolos von Karien mit Rhodos, Kos und Chios abgeschlossen hatte. Der für Athen unglückliche Ausgang dieses Bundesgenossenkrieges, hinter dem die Kriegsdrohung des Perserkönigs stand, bekräftigte 355 v. Chr. die Autonomie der Verbündeten; davon hatte jedoch nur Byzantion Vorteile, weil die beteiligten Inselstaaten von Maussolos in sein Herrschaftsgebiet einbezogen wurden. Nach der Ausschaltung athenischer Einflüsse ging man in Byzantion zu eigenmächtiger Expansionspolitik über, um den Machtbereich zu er-

weitern. Man besetzte Kalchedon und sicherte sich die Herrschaft über beide Ufer des Bosporus, wobei geschickt die politische Spannung zwischen dem persischen Satrapen Nordwestkleinasiens und dem Großkönig ausgenutzt wurde. Die Teilung des Odrysenreiches bot die Möglichkeit zur Gebietserweiterung im thrakischen Hinterland; so wurde die einst von Kalchedon gegründete Hafenstadt Selymbria gewonnen, so daß die Grenze des byzantinischen Gebietes von diesem Platz bis zum Hafen Phileas am Westufer des Schwarzen Meeres verlief und eine Verteidigung der Bosphorusstadt auch in der Tiefe durchgeführt werden konnte. Gegen den benachbarten Bereich des Odrysenkönigs Kersobleptes sicherte man sich, indem man 352 v. Chr. seinen Rivalen Amadokos unterstützte und ein Bündnis mit dem Makedonenkönig Philipp II. schloß, der eine Ausweitung der makedonischen Macht auf Kosten des zerfallenen Odrysenreiches anstrebte.

Eine gefährliche Bedrohung erwuchs der Selbständigkeit von Byzantion, als Philipp II. 342 v. Chr. die letzten Odrysenfürsten entmachtete und ihr Herrschaftsgebiet bis zum Schwarzen Meer zur makedonischen Provinz erklärte; Ziel des makedonischen Vordringens mußte in absehbarer Zeit die Meerenge sein, so daß es der Bosphorusstadt nicht schwer fiel, flottenstarke Verbündete zu gewinnen, darunter Athen, und die Überlegenheit zur See zu sichern. Die erfolgreiche Verteidigung von Byzantion 340/39 v. Chr. gegenüber der mit allen technischen Mitteln durchgeführten Belagerung Philipps II., wurde zum eindrucksvollen Zeugnis byzantinischer Macht, als der Makedonenkönig das Unternehmen aufgab; die gerettete Stadt dankte Athen für seine Hilfe durch besondere Ehrungen, darunter drei große Statuen von Kranzträgerinnen, die am Bosporus aufgestellt wurden. So blieb auch nach dem Sieg des Makedonenkönigs bei Chaironeia (338 v. Chr.) und der Gründung des hellenischen Bundes Byzantion eine vollkommen autonome Stadt, die auch in ihrer Münzprägung ihre Selbständigkeit dokumentierte. Das reiche Vermögen der Bosphorusstadt steigerte sich nach dem siegreichen Alexanderzug gegen das Perserreich während der Diadochenzeit, in der eine kluge Politik durch vorsichtige Sympathiekundgebung und strikte Neutralität jede Beteiligung an den Kämpfen um das Alexanderreich vermied. So konnte die mächtige Stadtrepublik am Bosporus auch innerhalb der hellenistischen Großstaaten seine wichtige Schlüsselstellung behaupten, während in den meisten Städten des östlichen Mittelmeeres „die Uhr der autonomen griechischen Polis abgelaufen war“ (Bengtson). Die starken Mauern widerstanden jeder Bedrohung

und schreckten vor zweckloser Belagerung ab. Sie bewährten sich vor allem in den Keltenstürmen des 3. Jhdt. v. Chr., als plündernde Scharen auch das byzantinische Gebiet heimsuchten; zum ersten Mal in seiner Geschichte bekam die Bosphorusstadt aus dem donauländisch-balkanischen Raum den massiven Druck von Barbarenstämme zu spüren, der ein halbes Jahrtausend später zur ständigen Gefahr werden sollte. Erstmals erkaufte sich Byzantion seine Sicherheit bei den Barbaren mit hohen Tributen, wie es in spätrömischer Zeit wiederholt geschah. Als nämlich Kelten unter der Führung des Komontorios 277/6 v. Chr. auf dem Boden des alten Odrysenreiches das Reich von Tylis gegründet hatten, verpflichteten sich die Byzantiner, um verschont zu werden, zu hohen Geldabgaben. Die über fünfzig Jahre geleisteten Zahlungen erreichten schließlich die enorme Höhe von jährlich achtzig Talenten; so war die Stadt zur Erhebung eines Sundzollens gezwungen und geriet deswegen in Konflikt mit Rhodos, das sich in Macht und Reichtum mit Byzantion messen konnte. Der Zusammenbruch des Keltenreiches von Tylis 220/19 v. Chr. brachte das Ende der Tribute, deren lange Dauer von der bedeutsamen Wirtschaftskraft der Stadt am Bosphorus zeugt. Ungeachtet dieser finanziellen Belastung hatte Byzantion seine Handelsbeziehungen ausgebaut, vor allem die Verbindung zu dem wichtigen Platz Tomi am Westufer des Schwarzen Meeres; um seinen Anspruch auf Tomi zu wahren, hatte es sogar einen Handelskrieg mit den Tomi benachbarten Küstenstädten Kallatis und Istros gewagt und siegreich durchgekämpft, so daß auch sein Ansehen im westlichen Schwarzmeergebiet um die Mitte des 3. Jhdt. v. Chr. entscheidend gefestigt wurde.

Gestützt auf seine Wirtschaftsmacht und die starke Verteidigungsstellung stellt sich die Bosphorusstadt 202 v. Chr. auch erfolgreich gegen den Makedonenkönig Philipp V., der gegen die Meerengen vorgestoßen war; im Bündnis mit Rhodos, Kyzikos und Attalos I., dem Herrscher von Pergamon, bewährten sich 201 v. Chr. byzantinische Schiffe in der siegreichen Seeschlacht von Chios, deren Erfolg die Verhandlungen der Verbündeten mit Rom wesentlich begünstigte. Das Eingreifen der Römer besiegelte das Schicksal des Makedonenkönigs mit dem Sieg von Kynoskephalai 197 v. Chr. und dem anschließenden Friedensvertrag, der auch Byzantion von der makedonischen Bedrohung befreite und sein Gebiet bestätigte. Doch barg diese Garantie bereits den Keim für das Ende des griechischen Byzantion, dessen Geschichte entscheidende Voraussetzungen für die Größe des späteren Byzanz geschaffen hatte.

## Griechenland und Byzanz

Byzanz — für den mittelalterlichen Menschen auch unserer Breiten ein Zauberwort, welches die Vorstellung von einer Welt voll unermeßlicher Schätze und prunkender Bauwerke, vom Sitz eines alten Herrschertums und Hort geheimnisvoller Weisheit weckte, ist für die Menschen des 19. Jahrhunderts vielfach ein Name des Ärgernisses geworden, seit die Aufklärung das allgemeine Geschichtsbewußtsein mittels des Schlagwortes „Byzantinismus“ mit der Vorstellung von würdeloser Kriecherei, verbrecherischer Korruption und fortdauernder Zerstörung einer angeblich unübertrefflichen und für alle Zeiten als Vorbild verbindlichen antiken Hochkultur erfüllt hat. Wir sind heute einerseits von dieser übertriebenen Hochschätzung der griechisch-römischen Antike in dem Maße abgerückt, daß wir — bei aller selbstverständlichen Hochschätzung der humanistischen Grundwerte dieser Antike, welche die Leitsterne unserer europäischen Kultur sind und bleiben müssen — gelernt haben, auch Griechen und Römer als Vertreter von Entwicklungsstadien der Geschichte des Altertums zu sehen; andererseits haben uns die Forschungen des vergangenen Jahrhunderts zur Geschichte des byzantinischen Reiches und seiner Kultur gezeigt, daß wir es auch hier mit einer politischen, geistigen und moralischen Potenz erster Ordnung zu tun haben, die nicht nur für Griechenland, den Balkan und die slavischen Völker, sondern auch für die abendländische, speziell auch für die deutsche mittelalterliche Geschichte, für die Bildung der abendländischen politischen und weltanschaulichen Grundhaltung wie für die Prägung ihres künstlerischen Geschmacks von zeitweise entscheidender Bedeutung gewesen ist; wir haben gesehen, daß auch die stolze Geschichte unseres westlichen Kaisertums und ihrer großen Gestalten wie Karls d. Gr., Ottos d. Gr., Friedrichs I. und Friedrichs II. nicht in ihrem ganzen Denken und Handeln verstanden werden können, wenn wir nicht die zahlreichen Vorstellungskomplexe einbeziehen, welche diese Herrscher aus der Gedankenwelt der traditionsgesättigten und ehrwürdigen Weltreichsideen des byzantinischen Kaisertums herübergenommen haben.

Im Flusse der europäischen Geschichte ist das byzantinische Reich das durch den römischen Kaiser Konstantin d. Gr. christlich gemachte römische Reich griechischer Nation. Wir pflegen seine Dauer von etwa v. J. 330, als Konstantin d. Gr. das nach seinem Namen in Konstantinopel umbenannte alte Byzantion



Karte 3: Zur Geschichte von Byzanz (Logbuch der Karawane-Studienreisen)

am Goldenen Horn anstelle des heidnischen Rom zur Hauptstadt seines nunmehr christlichen Weltreiches machte, bis zur Eroberung dieser Stadt durch den osmanischen Sultan Mehmed II. im Jahre 1453 zu rechnen. Die einheitliche Religion dieses Reiches war das Christentum, seitdem dieses durch den Kaiser Theodosios zur Reichsreligion erklärt war, seine einheitliche Literatur- und Verkehrssprache war, bis zur Eroberung Ägyptens und Syriens und bis zum Eindringen der Slaven von Norden her, das Griechische und sein gemeinsames Recht war das römische Recht. In dem Zeitraum von mehr als 1100 Jahren

von 330 bis 1453 ist diesem Reiche, das seinen Anspruch auf die Weltherrschaft im Sinne des römischen Kaisertums und als ihm von der Vorsehung gestellte Aufgabe durch alle Schicksalsprüfungen hindurch aufrecht erhielt, keine äußere und innere Krise erspart geblieben; es hat sie sämtlich überdauert und daran seine Überzeugung von seiner göttlichen Bestimmung bestärkt. Die äußeren Krisen waren durch die Lage dieses Reiches und seiner Hauptstadt zwischen den islamischen Reichen der Araber und Aegypten, zwischen der eurasiatischen Mündungszone jenes niemals abreißenden Stromes aus Asien hervorquellender Völkerhorden und zwischen den allmählich sich bildenden und festigenden slavischen Mächten des Balkans bedingt, während es die inneren Krisen jenen ebenfalls nie endenwollenden religiösen Spannungen verdankte, deren Ursprung in der eigenartigen Polarität des byzantinischen Christentums zwischen vorbehaltloser Glaubensbereitschaft und Neigung zu fanatischer Ketzerei begründet ist. Byzanz war, da es sein reiches antikes Erbe auf den Gebieten der Philosophie, der Technik und der bildenden Kunst im Gegensatz zum Abendland in einer durch Katastropheneinfälle fremder Völker ins Innere des Kulturgebietes ungebrochen wahren konnte, in der Lage, auf allen diesen Gebieten Lehrmeister des europäischen Westens zu werden und — vor allem — die neuangewandten slavischen Völker des Balkans und darüber hinaus den russischen Kontinent dem christlichen (und damit dem europäischen) Kulturkreise einzuverleiben. Auch für den Aufbruch der neuzeitlichen Ideen des Humanismus und der Renaissance im Abendlande ist der Beitrag, welche byzantinische Gelehrte und Humanisten in seltsamer Verknüpfung des Schicksals zu liefern hatten, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Selbst die Nachfolger der Byzantiner in der Beherrschung des Balkans, die Osmanen, haben nicht nur den von diesen geschaffenen Kulturtypus auf dem Balkan nicht zu verdrängen gesucht, sondern ihn unter Verzicht auf eigene Assimilierungsbestrebungen durch Übertragung der gemeindlichen Verwaltungs- und richterlichen Aufgaben sowie vor allem der — reichlich bescheidenen — Bildungsaufgaben an den griechischen Klerus gefördert; selbst zur Organisation größerer Staatsgebilde mangelhaft befähigt, haben sie auch das Verwaltungssystem des byzantinischen Reiches im großen übernommen; ihre prächtigen Moscheen sind nicht selten von griechischen Baumeistern errichtet, nach dem Muster der byzantinischen Kuppelkirchen des 14. und 15. Jahrhunderts angelegt und gehen in ihrer Grundform letztlich auf das großartige Muster der H. Sophia in Konstantinopel zurück.



Abb. 4: Hagia Sophia

Für das griechische Volk selbst aber ist die byzantinische Epoche sein heroisches Zeitalter. Die Zeit der Weltreichsbestrebungen des byzantinischen Kaisers Justinian I. (526—565), der Persersiege des Kaisers Herakleios (623—629), der Arabersiege unter dem Kaiser Michael III. (842—867), welche im Digenis-Akritas-Epos ihren dichterischen Niederschlag gefunden haben, die Zeit der syrisch-arabischen Reconquista unter den Kaisern Nikephoros Phokas und Johannes Tzimiskes (963—976), die Epoche der ruhmreichen Komnenendynastie (1080—1185) und schließlich noch die Restauration des byzantinischen Reiches durch den Kaiser Michael VIII. Palaiologos (1259—1282) sind äußere Höhepunkte des Ablaufs der byzantinischen Geschichte und erwecken auch dem heutigen Griechen stolze Erinnerungen. Ist diesem doch Byzanz noch heute Quell und Richtschnur für jegliche Pflege seiner nationalen Kultur. Byzanz bestimmt vor allem heute noch das ganze religiöse Leben des Griechen in Gestalt der zäh festgehaltenen Tradition der seit dem offiziellen Bruch mit der abendländischen Kirche im Jahre 1054 den Glauben und die Sitte beherrschenden Orthodoxie mit ihrer Neigung zur liturgischen Feierlichkeit und zur Vielgestaltigkeit eines reichen, religiös bestimmten Brauchtums. Dieser überaus konservative Geist einer national empfundenen Kirchentreue bestimmt u. a. weithin die zeitgenössische kirchliche Baukunst, Malerei und Musik, vor allem aber das patriarchalische Familienleben und den Tagesablauf des einfachen Menschen. In seinem Wesen: vor allem in der extremen Widersprüchlichkeit zwischen frommem Köhlerglauben und stets wachem Mißtrauen, zwischen ängstlicher Gebundenheit an Vätersitte und bedenkenloser Skrupellosigkeit in der Gelegenheit des günstigen Augenblicks, zwischen mönchischer Askese im Alltag und überschäumender Lebenlust im „Kairos“, sind die Griechen echte Byzantiner geblieben.

Vieles hat der Grieche von heute aus seiner byzantinischen Vergangenheit bewahrt und hütet es als unantastbare Tradition getreu als ein Vermächtnis seiner Geschichte. Dazu gehört vor allem die Sprache, der wir hier einige Worte widmen wollen. Das griechische Volk hat heute 2 Sprachen; man nennt die eine Katharévusa, die andere Dimotikí (d. h. „reine Sprache“ bzw. „volktümliche Sprache“), eine Unterscheidung, in welcher schon ein Werturteil liegt. Die Entstehung dieser Zweisprachigkeit („Diglossie“) ist in der Traditionsgebundenheit, letztlich aber auch in dem stark entwickelten Nationalstolz der Griechen begründet. Aus dem Griechischen der klassischen Zeit, in welcher die Dialekte der einzelnen Stämme zugleich Verkehrs- und

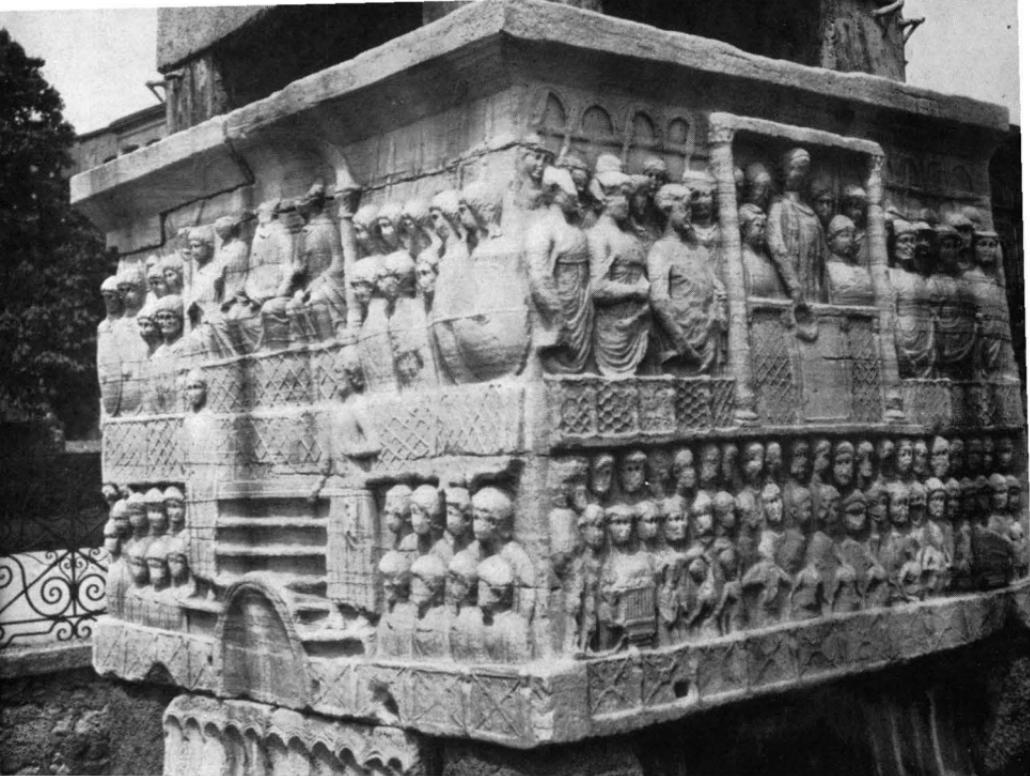


Abb. 5: Theodosius I. (379—395 n. Chr.) mit seinen Söhnen Honorius u. Arcadius am Sockel des Obelisken. Er hält einen Lorbeerkranz in der Hand, bereit, einen Sieger zu ehren.

Literatursprache waren, hob sich allmählich unter dem politischen Einfluß des attischen Bundes und der Hegemonie der attischen Literatur der attische Dialekt als bevorzugte Sprach- und Sprechform heraus und verdrängte zur Zeit Alexanders d. Gr., der das Griechische Kleinasien und alsbald das römische Weltreich eroberte, die übrigen Dialekte bis zu einem Grade, daß das Attische, mit geringfügigen Abschattierungen aus anderen Dialekten, zur Gemeinsprache (Koiné) der Kulturwelt wurde, also sowohl als Literatursprache wie auch als Verkehrssprache ein Einheitsidiom für die ganze damalige Welt bildete. In dieser Koiné, welche im wesentlichen ein temperiertes Attisch war, waren auch die Septuaginta (d. h. die griechische Übersetzung des Alten Testaments durch die sog. „Siebenzig“) geschrieben, und, was wichtiger war, auch das Neue Testament, welches als das geoffenbarte Wort Gottes des „Neuen Bundes“ galt. Während nun die Kirche und der Staat, welche ja im byzantinischen Reiche eins waren, darauf bedacht waren, in Predigt und gelehrter Literatur, vornehmlich aber auch in Dichtung und Geschichts-

schreibung, an der vermeintlich attischen („klassischen“) Sprachform festzuhalten, ließ es sich die griechische Alltagssprache nicht verbieten, sich, ganz wie das Lateinische zum Französischen und Italienischen usw., nach den Gesetzen der Vereinfachung der Formen und der Auflösung grammatischer Gebilde (Partizip, Infinitiv usw.) weiterzuentwickeln. So entstanden allmählich zwei verschiedene Sprachen, welche, je länger, je mehr, sich voneinander unterschieden. Dabei wurde die sog. „Reinsprache“, d. h. die an den alten Formen und Satzbildungen festhaltende Sprachform, allmählich die Sprache der Vornehmen und Gebildeten, während die Dimotiki von diesen zwar ebenfalls im täglichen Leben, zu Hause, auf dem Markte und im Tagesgespräch gebraucht wurde, aber als Ausdruck philosophischer Gedanken, als Dichtung oder auch als wissenschaftliche Äußerung verpönt war und als bäuerisch und ungebildet galt. Diese Einschätzung hat verhindert, daß die griechischen Dichter im vorigen Jahrhundert, als Griechenland sich mühte, den wissenschaftlichen und technischen Vorsprung Europas der vorausgegangenen vier Jahrhunderte, während es im kulturellen Dämmerzustande der türkischen Knechtschaft leben mußte, einzuholen, von der — im übrigen freilich auch noch nicht zu einem ausdrucksfähigen Sprachorgan ausgebildeten — Dimotiki für ihre Dichtung Gebrauch zu machen und mit ihr jene unentbehrliche Wirkung auf breite Hörer- und Lesermassen zu erzielen, welche für die Entwicklung einer wettbewerbsfähigen Nationalliteratur unumgänglich sind. Sie blieb in der thematischen wie formalen Nachahmung abendländischer Vorbilder befangen, da ihr die Überzeugungskraft einer von Herz zu Herzen gehenden Dichtung fehlte. Einen unbestreitbaren Anteil an dieser Entwicklung hat die Kirche. Wie hätte sie es dulden können, daß die geheiligten Worte der Evangelien, welche doch ganz offenbar an das „Volk Gottes“ gerichtet waren, in einer anderen, „verderbten“ Form weiterüberliefert würden als in ihrer „ursprünglichen“ Gestalt? Wie hätte man es zulassen können, daß diese Gottesworte in der gewöhnlichen „vulgären“ Gestalt der Sprache des Volkes von den Kanzeln verkündet würden? Es ist bekannt, daß der Versuch des Dichters Pallas im Jahre 1901, die Bibel in das Volkssidiom zu übertragen, nicht nur zum Verbot solcher Unternehmungen durch die H. Synode und zur Anathematisierung solcher Versuche führte, sondern sogar zu blutigen Straßenkämpfen; auch dieser Extremismus ist ein byzantinisches Erbe und läßt uns an die Straßenkämpfe des 4. und 5. Jahrhunderts zurückdenken, welche in Byzanz um Gottheit und Menschheit der Person Christi geführt wurden.

Es gibt mehr solcher polarer Gegensätze in der Brust des Griechen, welche wir auch schon im Mittelalter feststellen können. Die Verehrung Gottes und seiner Heiligen wird dem Griechen von seiner frühesten Jugend an eingepflanzt, das Vertrauen auf ihre Macht und ihre magische Kraft, die Furcht vor ihrer Mißgunst vermag ihn von einer sonst wohlüberlegten Unternehmung abzuhalten. Andererseits zeigt er im Umgang mit den seligen Geistern unter Umständen eine Respektlosigkeit, welche an Blasphemie grenzt. Es mag gestattet sein, hiezu statt theoretischer Erörterungen eine uns von dem griechischen Novellisten Nikopolulos dargebotene Erzählung (gekürzt) wiederzugeben, welche für dieses Verhalten charakteristisch ist. Man steht vor dem Osterfeste, Meister Georgios muß befürchten, das Fest ohne den üblichen Lammbraten und ohne die für ihn und seine Familie so nötigen neuen Schuhe und Kleider begehen zu müssen. Georgios begibt sich deshalb zur Kirche und fleht seinen Patron, den Heiligen Georgios, mit beweglichen Worten an ihm zu helfen; zu helfen beim Diebstahl eines Pferdes, welches er auf dem Markte zu Geld machen will. Der Heilige soll von dem Erlös die Hälfte in der Weise abbekommen, daß der Rahmen seines Bildes in der Kirche davon vergoldet wird. Der Diebstahl gelingt — offenbar mit der Hilfe des Heiligen. Als Georgios nun aber die Situation überlegt, kommt er zu der Erkenntnis, daß die Hälfte des Erlöses für seine Osterbedürfnisse nicht ausreicht; sein Versprechen aber will und muß er halten. Ein ferner Hahnenruf bringt ihn auf den rettenden Gedanken. Er nimmt einen Hahn aus seinem Stall und das Pferd und bietet beides zusammen auf dem Markt dem Pferdehändler an, indem er für das Pferd 100 Drachmen und für den Hahn 3900 Drachmen verlangt; der Pferdehändler wundert sich zwar, geht aber auf den Kauf ein. Georgios geht nach Hause, begibt sich zur Kirche und legt seinem Heiligen und Gönner die versprochenen — 50 Drachmen zu Füßen, wenn sie auch zur Vergoldung des Rahmens nicht recht ausreichen. Dann feiert er reinsten Gewissens mit seiner Familie das Osterfest. In solcher Weise wohnen tiefe Frömmigkeit in einem Grade, deren das westliche Gemüt selten fähig ist, neben plattestem Rationalismus dicht beisammen in der Seele des einfachen Mannes und wir stellen dieselbe zwispältige Gesinnung fest, wie wir sie in manchen volkstümlichen Dichtungen der Byzantiner bemerken können. Auch sonst ist dem Griechen die Gabe, das Widersprüchliche in seinem Wesen in scheinbar heiterer Harmonie zu vereinen als Erbe seiner byzantinischen Vergangenheit geblieben. Wie man es in Byzanz verstanden hat, den Gegensatz zwischen der Lebensbejahung der

Antike mit der asketischen Verwerfung alles Diesseitigen nach den Regeln eines überaus strengen und rigorosen Christentums übereins zu bringen, so ist auch im heutigen Griechen der Stolz auf die kulturelle Weltleistung seiner hellenischen Vorfahren in Philosophie, Wissenschaft und Dichtung und damit ein gutes Stück Paganismus und weitherzigen Individualismus neben der ängstlichen Treue zum Glauben seiner christlichen Welt und ihrer oft strengen Gebote lebendig.

Leider hat das byzantinische Mittelalter an Denkmälern nicht allzuviele Spuren hinterlassen, die sich dem heutigen Besucher mühelos zur besinnlichen Betrachtung darböten. Daß dem so ist, liegt unter anderem daran, daß schon im Mittelalter vieles vom Schönsten und Wertvollsten zugrundegegangen ist. Konstantinopel selbst, der Mittelpunkt, ja, man kann sagen, der Wasserkopf der byzantinischen Kultur und Kunstübung, ist durch zahlreiche Brände, deren drei vernichtendste die westlichen Kreuzfahrer in den Jahren 1203 und 1204 gelegt haben, eines erheblichen Teiles seiner Sehenswürdigkeiten beraubt worden, hat aber vieles andere dann auch noch infolge der Verarmung des byzantinischen Reiches im 14. und 15. Jahrhundert, sowie durch die verständliche Sorglosigkeit verloren, mit welcher die osmanischen Türken bis ins 20. Jahrhundert herein diese christlichen Denkmäler behandelt haben. Doch gibt uns vor allem die Hagia Sophia in Konstantinopel, seit 1935 aus einer Moschee in ein Museum verwandelt, einen überwältigenden Eindruck von der Würde einer Kunst, deren Bauherr der byzantinische Kaiser in seiner Eigenschaft als Stellvertreter Christi auf Erden war, und auch, was sonst in Konstantinopel an Byzantinischem in Ruinen erhalten ist, reicht aus, um uns eine imposante Vorstellung von der byzantinischen Kaiserherrlichkeit am Bosphorus zu vermitteln. Was die Kahrie Djami, die alte Chorakirche aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, die Stiftung des in der Kirche dargestellten Großlogotheten Theodoros Metochites, an Mosaiken und zuletzt auch an Fresken jener Zeit dem Blick des Besuchers freigibt, gehört zum Schönsten und Edelsten, was die Kunst jener Zeit überhaupt hervorgebracht hat. Weitaus reicher an byzantinischen Baudenkmalern und Freskenzyklen als Konstantinopel ist Thessalonike mit seiner großen Zahl an Kirchen, von denen in erster Linie die Kirche des Stadtheiligen Dimitrios, dann aber auch die Hagia Sophia der Stadt, die Kirche des H. Georgios u. a. zu nennen sind. In der Nähe dieser Stadt mit ihren glanzvollen Denkmälern erhebt sich der Heilige Berg Athos. Er verkörpert in wirkungsvollem Gegensatz zu der Weltstadt Thessalonike als eine Art Naturschutzpark ostchrist-

licher Frömmigkeit mit seinen burgartigen Großklöstern zugleich das tausendjährige umwandelbare Ideal byzantinischen Mönchtums und demonstriert mit seinen Kellien und Skiten jene weite Mannigfaltigkeit der Formen, in welchen nach ihrer Façon zur höchsten Vollkommenheit zu gelangen die Ostkirche ihren hochindividualistischen und eigenwilligen Schäflein gestattet. Ephesos mit seinen imposanten Trümmern zeigt noch einmal die großartige Baugesinnung Justinians I., mit welcher er in der mächtigen Johanneskirche dem damals schon zerfallenden Artemistempel, dem Hochsitz heidnischen Götzendienstes, ein Siegesmal des Christentums gegenüberstellte. Einen letzten späten Höhepunkt byzantinischer Städtebaukunst bietet endlich Mistra, die am Hange eines Ausläufers des schneebedeckten Taygetosgebirges in der Peloponnes von den Despoten von Morea erbaute byzantinische Residenzstadt mit ihren zahlreichen, freskengeschmückten Kirchen, Zeugen der sogenannten Palaiologenrenaissance, mit ihrem Herrscherpalast und der den Gipfel krönenden Burg, als Ganzes ein eindrucksvolles Denkmal der Vermählung westlicher Ritterkultur mit östlichen Stilelementen; eine Szenerie, welche Goethe aus alten Chroniken entnommen und als Hintergrund für seine Helenaszene im II. Teil seines Faust verwendet hat, ein Symbol der Vereinigung abendländischen Rittertums und griechischer Schönheit. Was immer aber der aufgeschlossene Griechenlandsfahrer empfinden wird, wenn er die auf Allerweltdurchschnitt nivellierte griechische Großstadtschicht verläßt und sich in die griechische Landschaft mit ihren bäuerlichen Typen begibt: er wird dort den echten und unverfälschten Ton griechischen Volkstums vernehmen im Gespräch, in Gesang und Spiel der Jugend, in der unbeschränkten Gastfreundschaft des griechischen Hauses und er wird hinter dem allem die byzantinische Sitte, die bewußt oder unbewußt festgehaltene Tradition verspüren als lebendige Kraft eines lange verkannten, geschichtsträchtigen griechischen Mittelalters.

## Johanneisches Christentum

— Vom Geist der Orthodoxen Ostkirche —

Ephesos war die Hauptwirkungsstätte des Presbyters Johannes. Der Hügel Ajasolük hat seinen Namen von diesem Heiligen und großen Theologen, dem „Hagios Theologos“. Auf Ajasolük stehen die Ruinen der Johannesbasilika, unter der Vierung, deren Kuppel eingestürzt ist, lag die Krypta mit dem Grab des Presbyters. Weit reicht von dieser Stelle aus der Blick über Bergketten hinweg nach Osten, man meint etwas zu verspüren von der Tiefe Asiens. Kirche des Ostens, so nennt sich die Orthodoxie noch heute, *He orthódoxos tês anatolês ekklesia*. Rom be ruft sich vor allem auf den Apostelfürsten Petrus; Wittenberg und Genf wollen vor allem Pauluskirche sein; die Ostkirche kann mit einem gewissen Recht Johanneskirche genannt werden. Das gilt natürlich mit den gebührenden Einschränkungen, auch die andern Kirchen sind mit Johannes tief verbunden. Aber die Akzente sind doch unverkennbar, daher darf man dieses östliche Christentum in besonderem Maß johanneisch nennen.

Freilich stehen wir mit dieser Kennzeichnung vor schwierigen Problemen. Die sogenannte johanneische Frage ist schon alt, und sie ist bis heute nicht eindeutig gelöst. Wer war „Johannes“ eigentlich? Wir wissen von dem Jünger Johannes, dem Sohn des Zebedäus und Bruder des Jakobus. Petrus, Jakobus und Johannes, in dieser Reihenfolge, werden in den Evangelien als engster Kreis innerhalb der Zwölf genannt, diese drei standen Jesus wohl besonders nahe, sie waren Zeugen seiner Verklärung. Vom Ende des Jakobus wissen wir (Apg. 12, 2), auch von dem des Petrus, nicht aber von dem des Johannes. Es ist denkbar, daß er lange gelebt hat und in später Zeit sein Evangelium schrieb; es ist denkbar, aber nicht wahrscheinlich. Denn das Johannesevangelium enthält so viele historische Ungenauigkeiten, im Gegensatz etwa zu Markus und Lukas, daß man es kaum dem Zebedaiden zuschreiben kann. Nirgends nennt sich der vierte Evangelist selbst mit Namen, nur die Überschrift lautet Johannes. Aber das könnte sich ja auch parallel zu dem viel älteren Beispiel der Mosebücher verhalten: auch diese sind nicht von Mose geschrieben, nur ihr Kern, die Zehn Gebote stammen von Mose, und dennoch heißen sie mit Recht Mosebücher, denn Mose und die ihm zuteil gewordene Offenbarung stehen in ihrer Mitte.



Abb. 6: In den Ruinen der Johannesbasilika Ajasolük

So etwa steht, wenn man von Jesus als dem göttlichen Offenbarer absieht, unter den menschlichen Gestalten des vierten Evangeliums jener „Lieblingsjünger“ in der Mitte des johanneischen Schrifttums, den die alte Kirche mit dem Zebedaiden identifiziert hat. Das kann aber auch durchaus heißen, daß der eigentliche Verfasser der johanneischen Schriften in einem Schülerkreis dieses Apostels zu suchen ist.

Das Problem wird noch schwieriger, wenn man bedenkt, daß Ignatius von Antiochia und Polykarp von Smyrna sich als Johannesschüler rühmen, aber in ihren Schriften zwar viele Paulusitate bringen, jedoch kein einziges johanneisches. Und der Bischof Papias nennt im zweiten Jahrhundert zwei Gestalten unter dem Namen Johannes, vielleicht sogar drei; und aus dem zweiten und dritten Johannesbrief geht hervor, daß der „Presbyter“, wie „Johannes“ sich selbst nennt, im Streit mit dem Bischof Diotrephes lag, was undenkbar wäre, wenn der Evangelist und Briefautor mit dem Zebedaiden identisch wäre.

Und schließlich ergeben die neuesten Forschungen, daß vielleicht sogar der Name des Täufers Johannes eine Rolle für das „johanneische“ Schrifttum gespielt hat. Historisch sieht man es heute so: die essenische Täufersekte, die wir aus den Qumran-Funden kennen, stand in Beziehung und Gegensatz zum Täufer Jo-

hannes, der sich von ihr gelöst hatte und dann mit einem letzten entscheidenden Bußruf vor Israel trat; diesem Johanneskreis gehörte ursprünglich wohl auch Jesus von Nazareth an, bis er sich wiederum mit einem Kreis von Anhängern vom Johanneskreis löste und in der Gewißheit einer höchsten Sendung als der eigentliche Offenbarer Gottes auftrat; der Täufer schwankte zeitweise („Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?“ Matth. 11, 3); aber wenn auch der Täufer schließlich nach dem Text des Johannesevangeliums mehrfach versichert, daß „dieser Gottes Lamm“ sei, so gab es doch Anhänger des Täufers, die ihn, Johannes, für den Messias hielten. Reste dieser Kreise haben sich unter dem Namen Mandäer bis ins letzte Jahrhundert in Mesopotamien erhalten.

Es könnte also auch sein, daß der Johannesname solchen Johannesjüngern gegenüber darauf hindeuten sollte, daß das Evangelium, das unter diesem Namen lief, das eigentliche und rechte geistige Vermächtnis des Täufers sei. Entstanden sind diese johanneischen Schriften sicher in Ephesos und Patmos, wahrscheinlich in den neunziger Jahren des ersten Jahrhunderts; und alle hier in Kürze vorgetragenen Thesen schließen nicht aus, daß die alte Tradition dennoch recht hat, die von einem Presbyter Johannes in Ephesos als dem Verfasser des johanneischen Schrifttums weiß. Der Name war nicht selten; und es liegt nahe, daß alte Quellen, die zum Teil auf den Täufer zurückgehen, zum Teil von einem Kreis von Jesusjüngern stammen, der sich in der Jahrhundertmitte in Antiochia gesammelt hatte und vielleicht mit historischem Recht sich auf den Zebedaiden Johannes berief, von dem Presbyter von Ephesos und Seher von Patmos zu einem einheitlichen Werk, eben dem „johanneischen“ Schrifttum zusammengefaßt wurden. Es entspricht dem Denken dieser Zeit, daß man die Gleichheit der Namen verschiedener Persönlichkeiten als geheimes Zeichen für die tiefere geistige Einheit einer Tradition, eben der „johanneischen“, verstand.

So dürfen wir auch für die älteste Zeit durchaus von johanneischer Tradition und johanneischem Geist reden. Worin bestand dessen Eigenart? Wohl darin, daß man in keinem altchristlichen Gedankengut so stark wie im johanneischen einen äußersten, absoluten Dualismus findet, der zugleich wieder in eine geheimnisvoll zeichenhafte und als solche nicht zu sehende sondern nur zu glaubende Einheit und Mitte zusammengeschlossen wird. Johanneisches Denken ist paradox. Man kann sagen: bei Johannes findet man eine Theologie der radikalen Entgeschichtlichung, die den Glaubenden sofort wieder zu einer radikalen Vergeschichtlichung zurückführt. Dazwischen liegt der unsichtbare Akt

einer zugleich göttlichen wie menschlichen Entscheidung, welche der Ort des Funkens und Umschlags zwischen den Polen ist. Der johanneische Dualismus ist zwar mit persischen und jüdischen Gedanken verwandt, aber die geschichtliche Heilstat Gottes von Golgatha bringt die Lebendigkeit und Aktualität in das dualistische Verhältnis hinein, die im persischen und jüdischen Denken fehlt. Nach persischer Auffassung stehen sich die gute Welt Gottes und das Reich des Bösen als bleibende Gegensätze gegenüber, solange diese Welt besteht. Nach spätjüdischer Auffassung dagegen ist Gott der Schöpfer von allem, das Böse ist wohl da, es ist eine Weile geduldet, aber inzwischen thront Gott in unendlicher Ferne, bis er am Ende der Tage die längst schon bestehende Wahrheit ans Licht bringt. Nach johanneischem Denken aber spielt sich die Auseinandersetzung zwischen Welt (Kosmos) und Gottesreich (Pneuma) jetzt und hier in bewegtester Dramatik ab. Und der Einzelne ist Schauplatz dieses paradoxen Geschehens. Johannes benutzt persisch-gnostische Ausdrücke, wenn er von Kindern Gottes spricht und vom Neugeborenenwerden (Joh. 1 und 3). Nach gnostischer Auffassung war man, was man war, Kind Gottes oder des Teufels; und so wenig man in den Mutterleib zurückkehren kann um als anderer wiederkommen, kann daran etwas geändert werden, das ist mit der Nikodemusfrage (Joh. 3, 4) gemeint. Aber Jesus lehrt nach johanneischem Verständnis eben, daß man Kind Gottes werden kann (Joh. 1, 12) und daß Wiedergeburt möglich ist (Joh. 3, 8): nämlich dadurch, daß man den Menschen Jesus als den ewigen Offenbarer Gottes erkennt und annimmt (Joh. 17, 3). Gott handelt nicht mechanisch, sondern geschichtlich, er handelt göttlich indem er menschlich handelt, er gibt seinen Sohn in diese Welt hinein (Joh. 3, 16) und wird selbst Fleisch (Joh. 1, 14), wird also geschichtlich. Der ganz und völlig außerhalb und über aller Geschichte ist, geht in die Geschichte ein, und dadurch wird im geheimen Innern diese Geschichte selbst im Wesen verändert, sie ist nicht mehr bloße Weltgeschichte sondern Sphäre Gottes, und Gottes Sphäre ist zugleich kein Jenseits mehr, sondern als Diesseits — zu glauben. Dieses „Zu glauben“ bedeutet den Unterschied zu jedem Pantheismus, denn die Vergeschichtlichung Gottes durch die Entgeschichtlichung der Welt hindurch ist kein philosophischer, etwa Hegelscher Allgemeinsatz, sondern wunderhaftes Geschehen, das sich in Bethlehem und auf Golgatha verwirklicht und abgesehen davon unwirklich ist. Die johanneische Paradoxie ist an Jesus von Nazareth und sein Leben, Leiden und Sterben gebunden. Daß dieses Leben, Leiden und Sterben zugleich Gottes weltwandelndes und neuschaffendes Kom-

men ist, das sieht man nicht, man kann es nur zeichenhaft andeuten, denn man muß es glauben.

Ohne diese absolute Paradoxie, diese äußerste Spannung, die sich nur im heilsamen Kommen Gottes in Inkarnation, Passion und weiter im Heilshandeln der Kirche auflöst, ist keine einzige Äußerung und Erscheinungsform der Ostkirche zu verstehen. Immer geht es darum, das Erscheinende, mit den leiblichen Augen zu Sehende, als Zeichen zu verstehen, welches transparent werden will, um die verborgene Gotteswirklichkeit anzudeuten. Das wird meist in der Begegnung mit der Ostkirche verkannt. Man meint hier alles im dinghaften Sinn nehmen zu müssen, man bleibt hängen an der Fülle und Buntheit der Bilder und erkennt damit ihren hintergründigen Sinn zu wenig. Man muß ernstnehmen, daß besonders zwei Faktoren aus dem altgriechischen Erbe in der Ostkirche wirksam geblieben sind, weil sie sich mit der johanneischen Grundkonzeption weithin deckten: die platonische Ideenlehre und das Geschichtsverständnis aus dem Kultdrama. Platons Höhlengleichnis gibt den Schlüssel zur ostkirchlichen Ikonographie, die Kultragödie findet ihre Erfüllung und ihren letzten Sinn in der griechischen Messe.

Die Bilderwelt der Ikonen ist diesseitig, aber zeichenhaft hinweisend auf ein Jenseitiges, sie ist transparent. Es gibt in der Ikonographie auch nicht ein einziges Element, das als unmittelbares Abbild des Abgebildeten verstanden werden sollte. Niemals soll da etwa gesagt werden, der historische Jesus habe diese bestimmte Haartracht getragen, die historische Maria diese bestimmte Kleidung, ein Erzengel sehe wirklich so aus, wie er gemalt ist, die Hölle oder der Himmel seien wirklich so wie sie dargestellt sind. Alles hat seine bestimmte Bedeutung, deutet auf ein Wesen, das sich der unmittelbaren Sichtbarkeit entzieht. Durch die Bilder sieht man ungefähr so hindurch, wie die platonischen Weisen, die aus den Fesseln der Höhle befreit sind, nun mit schmerzenden Augen ins Urlicht schauen.

Deshalb hat sich die Ostkirche von einem andern antiken Erbe radikal losgesagt: von der Plastik. Die plastische Gestalt gehört im Grund in die vorplatonische Welt. Sie ist Vergegenwärtigung des Göttlichen in einer Welt, die an sich noch des Göttlichen voll war. Nachdem der platonische Dualismus die göttliche Welt nur indirekt, in die Anamnesis, zu schauen lehrte, ist die plastische Statue entweder rein diesseitig aufzufassen, oder sie meint nach wie vor das Göttliche, nun aber ganz dinghaft, fetischistisch; nun erst wird aus der andeutenden Plastik ein Götzenbild, in dem der Mensch sich das Göttliche verfügbar zu machen vermeint, indem er es in einen Steinklotz bannt. Deshalb löst sich

schon die spätantike Religiosität, wo sie echt ist, immer mehr von der plastischen Darstellung des Göttlichen.

Dasselbe gilt von der Architektur. In einer Welt, die des Göttlichen voll war, hatte der griechische Megarontempel seinen legitimen Ort. Man nähert sich aus der Profanität des Alltags dem heiligen Gebäude, das das Anwohnen der Gottheit augenfällig repräsentierte.

In einer fortgeschritteneren Welt- und Daseinsauffassung aber wandelt sich die Voraussetzung einer solchen Religiosität. Nachdem die Jen.eitigkeit des Göttlichen entdeckt wurde, nachdem man die Sphäre der Götter so wie in Platons Phaidros über der Außenfläche der Weltenkuppel erkennen lernte — herrliches Bild, wie die Gespanne der Götter und Seelen, von Zeus angeführt, zum Triumphzug über die Höhe des Seins emporfahren! —, nachdem also das Göttliche in dieser sichtbaren Welt nicht mehr unmittelbar heimisch ist, muß sich die Aussage des Megarontempels mit seiner klassischen Ruhe und Gegenwärtigkeit völlig verwandeln und verfälschen. Hier ist nun das Göttliche dinghaft enthalten, bleibend eingeschlossen, hier kann man sich seiner bemächtigen — kurz: die Religion muß hier zur Magie, zum platten Götzendienst entarten. Deshalb kehren sich in der Spätantike die erlauchten Geister von der Volksreligion zu einem geistigeren Glauben ab. Die Tempel veröden.

Die Ostkirche hat daher in ihrem Kirchenbau vorwiegend auf ein grundsätzlich anderes Modell zurückgegriffen, auf den Kreuzkuppelbau. Auch im Osten gab es freilich Langhäuser, die teilweise vom Synagogenbau, teilweise von der römischen Markt- und Gerichtshalle, der Basilika, herzuleiten sind. Das Langhaus versinnbildlicht im christlichen Gottesdienst immer das Schreiten auf dem Boden der Geschichte zu einem vorn, in der Zukunft liegenden Ziel. Es ist deshalb charakteristisch, daß das Langhaus vor allem Bedeutung erlangte im christlichen Westen mit seiner mehr am Geschichtlich-Ethischen, an vergangener Sünde und kommender Gnade und Erlösung orientierten theologischen Grundauffassung (Tertullian, Augustin). Im Osten ging es mehr um das Oben und Unten, um den gegenwärtigen mystischen Aufschwung, der durch das Heildrama jetzt und hier ermöglicht ist. Dennoch bleibt für beide Bauweisen wesentlich, daß der Innenraum weit wichtiger ist als die Fassade. Im Innenraum allein ist jene platonische Transparenz darstellbar, welche diese unsre Welt einerseits als diesseitiges Gefängnis, andererseits als den Ort des Hereinbruchs der Außenwelt verständlich macht. Daher bildet die eigentliche Mitte jedes ostkirchlichen Kirchenbaus die Weltenkuppel, aus der heraus der Panto-

krator, der Allherrscher in seiner wahren Macht erscheint. Erscheinung heißt Epiphaneia, das bedeutet das wunderbare Heraustreten des Göttlichen aus der Verborgenheit. Der Pantokrator ruht nicht einen Augenblick da oben, er erscheint, er bricht herein, er kommt wunderbar. Und er erhebt die Hand zur alten Rednergebärde, den Daumen gegen den Ringfinger gefügt, und das heißt: er lehrt. Christus beherrscht das All durch die rechte Kirchenlehre, die unten gepredigt wird, durch die Orthodoxya. Das kann man nicht sehen, das erkennt man nur mit den Augen des Glaubens. Wer wollte auch behaupten, daß in jener Welt, in der Heiden und Antichristen sichtbar regieren, in Wahrheit jene unscheinbare Lehrbotschaft herrscht, welche die Kirche verkündigt? Dennoch, auch unter türkischer Herrschaft malt der orthodoxe Künstler unbeirrt seinen Pantokrator in die Kuppel der Welt. Und die Gemeinde, die unten in kreuzförmiger Anordnung, durch die Vierung gegliedert steht, und die Messe feiert, in der Golgatha Gegenwart wird, sie weiß, daß der wahre Herrscher über ihr wacht. Drei Locken fallen in seine Stirn, das bedeutet den aufsteigenden Zorn und also das kommende Gericht, dem die ungläubige Welt entgegenght. Die Gemeinde aber steht im Heil.

Sie steht im Heil, indem sie vor der Bilderwand steht, also einerseits vor einer Schranke und andererseits doch vor einer großen Vergegenwärtigung des Unsichtbaren. Ursprünglich war die Wand nicht hoch, zwei Balustraden mit den Ambonen, den Lesepulten für Evangelium und Epistel, schieden den heiligen Raum von der Laiengemeinde ab. Vor allem unter russischem Einfluß wuchs die Schranke in die Verbindung mit den Altarbildern und dem schwebenden gemalten Kruzifixus hinein, die man alle zu einem sinnvollen Großbild zusammenfügte, zu jener Wand mit drei Türen, hinter der die heiligsten Handlungen der Messe zelebriert werden. Ikonostas heißt diese Wand im russischen Bereich; der griechische Ausdruck für sie ist viel bedeutungsvoller: hier sagt man Templon. Ja, die Bilderwand ist wirklich ein Heiligtum, sie hat die Stelle eingenommen, die in vorplatonischer Zeit der Megarontempel inne hatte, sie „enthält“ das Göttliche, aber eben nicht so wie ein Ding in einem Gefäß enthalten ist, sondern im Sinn der Zeichenhaftigkeit, der Bedeutung, der Transparenz und der Epiphanie, der Erscheinung aus dem Verhüllten. Das Templon ist Gegenwart des Göttlichen in der Verhüllung und der Erscheinung zugleich. Durchs Abbild hindurch läßt das Urbild sich schauen.

Abb. 7: Pantokrator, Monreale, reiches Goldmosaik (12. Jahrh.) ►



Die Bilder des Templon weisen auf die Geschichtlichkeit der Offenbarung hin. Häufig ragt über der Mitte, als Krönung alles andern, das Kreuzigungsbild empor. Darunter ist oft eine Deesis angebracht, Maria und der Täufer beten den Erhöhten an, sie versinnbildlichen die christliche und die alttestamentliche Gemeinde. Die Apostelreihe weist auf das Sein der Heiligen und Seligen hin wie auf das kirchengründende Wirken der Bringer der rechthabigen Lehre. Das Un- und Übergeschichtliche ist nur in, mit und unter dem Geschichtlichen zu finden. Entgeschichtlichung, und daraus neue Vergeschichtlichung!

Diese platonische Struktur des Seins bildet die Bühne, auf der sich die dramatische Vergegenwärtigung des göttlichen Heils abspielt. Die ostkirchliche Messe ist Kultdrama. Es war oben zu sagen, daß das westliche Christentum im Ganzen mehr an Sünde und Gnade und damit an geschichtlich-ethischen Fragen orientiert gewesen sei als die alte griechische Kirche, die mehr mystische Züge aufweist. Nun muß man auch auf den Ausgleich dieser Gegensätze achten, der seinen Ort in der Messe hat. Auch im Westen, im Katholizismus wie im Protestantismus, haben Messe und Abendmahl ihren soteriologischen Sinn, das heißt sie sind zu verstehen als Vergegenwärtigung des Heilshandelns auf Golgatha. Diese Seite ist aber in der ostkirchlichen Messe immer noch um ein erhebliches stärker betont. Alles an der ostkirchlichen Messe ist auf Geschehen ausgerichtet. Die abendländischen Abendmahlslehren enthalten viel mehr physische und metaphysische Elemente als die östliche, die vorwiegend am Historischen und Metahistorischen orientiert ist. Die ostkirchliche Messe ist Vergegenwärtigung des Golgathageschehens bis ins Einzelne. Der Einzug in Jerusalem: das ist das Herausbringen der Hostie; der Lanzenstich des Longinus: mit einem Messer sticht der Priester in die Hostie; die Grablegung und Auferstehung: alles findet hier seinen dramatischen Ausdruck. Was einst geschah, hier ist es wieder Gegenwart. Aber das gilt nicht für alles und jedes Geschehen und Handeln, das alles ist vielmehr nur von der unsichtbaren Mitte her zu begreifen: daß Gott in Christus ins Fleisch gekommen und also geschichtlich geworden ist. Von dieser Auffassung her erklärt sich das, was wir Abendländer der Ostkirche mit etwas tadelndem Unterton entgegenzuhalten pflegen, nämlich eine gewisse Gleichgültigkeit und ein Sich-Abfinden gegenüber der Forderung des Tages. Es besteht ein großer Unterschied etwa zur westlich-christlichen, besonders amerikanischen Aktivität in caritativer und sozialer wie auch seelsorgerlicher Hinsicht. Der Staat wird von der Orthodoxie weithin eben an- und hingenommen wie er ist. Man weiß, wie rechtes

weltliches Handeln aussehen sollte, und man begnügt sich mit dem reinen Festhalten dieses urbildlichen Wissens. Ein rechter Staat ist Diener und damit Abbild, ja man kann sagen sogar dienstbare Geistesmacht und also Engel Gottes. Auf Patmos sahen wir über der höchsten Zinne des Christodoulosklosters die goldene byzantinische Reichsflagge mit dem doppelköpfigen Adler wehen. Hinter den Altarleuchtern östlicher Kirchen stehen spiegelnde Messingscheiben, die Darstellungen der Seraphim von Jes. 6 und der Verkündigung an Maria tragen, sie verkörpern also Engelmächte, die den Schein des göttlichen Altarlichts wiederstrahlen; und unter diesen Scheiben findet man wieder den Doppeladler angebracht: das weltliche Imperium ist also in seinem urbildlichen Sinn als Abbild des Gottesreichs zu verstehen. Der byzantinische Kaiser hatte vorwiegend und in erster Linie dieser einen Pflicht zu genügen, in den hundertern von Zeremonien seines Tageslaufs das Gottesreich zu vergegenwärtigen, zu repräsentieren; erst lang danach kamen, als Annex sozusagen, seine politischen, juristischen und verwaltungstechnischen Aufgaben zu ihrem Recht, und sie kamen zu diesem Recht nur so, daß auch sie als Vergegenwärtigungen des Gottesreichs verstanden wurden. Ein so gewaltiges Werk wie die Gesetzgebung Justinians hat hier seinen Ursprung und seine wahre Mitte. Ist der Staat dieser seiner Aufgabe treu, dann verwirklicht er als gehorsamer Gottesdiener, als wahrer Engel seine Aufgabe der christlichen Vergeschichtlichung durch die christliche Entgeschichtlichung hindurch; ist er verweltlicht, abgefallen oder von antichristlichen Mächten niedergedrückt, so hindert nichts, seine Symbole weiter zu zeigen, um damit das Urbild sein Licht in die augenblicklich so widergöttliche Geschichte hineinstrahlen zu lassen.

Wir vermissen hierin vielleicht etwas an echtem Impuls zur sittlichen Weltgestaltung. Aber wir dürfen darüber nicht verkennen, daß die Ostkirche, von ihren Voraussetzungen aus, eines festgehalten und treu bewahrt hat, was allen christl. Gemeinschaften ständiges Vorbild sein muß: das hinreißende Pathos des Überwältigtseins von der Mitte der Heilsgeschichte her. Der Pantokrator über einer scheinbar gottlosen Welt, unter diesem Bild versammelt sich diese Kirche heute wie einstmals.

Den großartigsten Ausdruck hat diese geistige Mitte gefunden in der Architektur der herrlichen Reichskirche, der Hagia Sophia in Konstantinopel. Hier ist in einmaliger Weise die Kombination von Langhaus und Kreuzkuppelkirche gelungen. Eine Mittelkuppel wird, vom Eintretenden aus gesehen, nach vorn und nach rückwärts durch je eine Halbkuppel fortgesetzt. Die rück-

wärtige Halbkuppel führt nach abwärts in die dreifaltige Apsis hinein, also in ein trinitarisches Ziel, dessen Mitte hoch oben das Bild der Maria mit dem Kind zeigt. Ist es nur die irdische Maria? Es ist die Hagia Sophia, die Hypostase des Heiligen Geistes, von welchem Jesus nach dem rechten, dem orthodoxen Glaubensbekenntnis empfangen ist. Diese Theotokos — Gottesgebärerin — ist Maria und Sophia und Kirche in einem. Auf sie führt alles hin. Aber auf sie führt nur der Weg, der durch den geschichtlichen Weg Jesu bestimmt ist. Er ist die Tür (Joh. 10), und die dreimal drei Pforten der Kathedrale sind Christustüren: das wird durch das Mosaik im Narthex angedeutet (10. Jahrh.), das entspricht aber schon grundsätzlich dem altchristlichen Kirchenbauprinzip, wonach der Eingang unterm Zeichen des Erlösers steht. So gesehen ist dann die Hauptkuppel recht eigentlich die Kuppel des Vaters, der nach ostkirchlicher Lehre der Ursprung, die Arché, des Sohnes wie des Heiligen Geistes ist. Das ist der dritte Himmel, von dem Paulus 2. Kor. 12, 2 spricht. Kein Zeitgenosse des theologisch so leidenschaftlich bewegten sechsten Jahrhunderts konnte diese Architektur anders empfinden, er mußte die ostkirchliche orthodoxe Trinitätslehre aus diesen Formen herauslesen, die sich gerade durch die Auffassung vom einen Prinzip von der westlichen Lehre unterschied.

Aber: die Mittelkuppel zeigte doch ursprünglich wie in jeder östlichen Kirche Christus als Pantokrator; wie konnte sie dann als Himmel des Vaters verstanden werden? Nun, eben durch das johanneische Grundprinzip: „Ich und der Vater sind eins“ (Joh. 10, 30). Nur im Sohn läßt sich der Vater finden. Die Entgeschichtlichung, die aus der gefallenen Welt befreit, ist nur durch Gottes Vergeschichtlichung hindurch zu erlangen, und sie führt wieder zur Vergeschichtlichung zurück. So ist der Pantokrator die Vergegenwärtigung des ewigen Vaters. Diesem Gedanken will die orthodoxe Kirche in allen Äußerungen Geltung verschaffen. Das johanneische Christentum hat sich in der Reichskathedrale von Byzanz ihren gültigen architektonischen Ausdruck verschafft. Zeichenhaft bildet sich hier das Christuswort ab: „Wer mich sieht, der sieht den Vater“ (Joh. 14, 9).

Abb. 8: Mönch von Vatopedi (Athos) ►



## Byzanz und die byzantinische Kunst

Schon lange bevor Kaiser Konstantin die Residenz des römischen Reiches nach Byzanz, seit 330 nach dem Kaiser Konstantinopel genannt, verlegte, hatte sich der Schwerpunkt des alten Imperiums nach dem Osten verschoben. Diokletian regierte bereits vom Osten aus, von Nikomedia.

Byzanz trat das Erbe Roms an, es suchte alle geistigen, organisatorischen, religiösen und kulturellen Kräfte zusammenzufassen; und seiner geschickten staatsmännischen Führung gelang es auch, das Oströmische Reich trotz innerer Revolten, trotz Völkerwanderung und Islamsturm über ein Jahrtausend lang zusammenzuhalten.

Die kulturellen Kräfte, die dieses Reich ausstrahlte, versiegten selbst nach seinem Untergange nicht. Noch lange nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) blieben diese schöpferischen Impulse noch insofern wirksam, als der spätbyzantinische Stil die orthodoxe Kunst Rußlands und des Balkans bis in unsere Zeit hinein beeinflusst.

Von der konstantinischen Gründungszeit her war in Byzanz ein ansehnliches Erbe an monumentaler christlicher Kunst vorhanden, die griechisch-römischen Traditionen wurden lebendig erhalten, und dazu trat ein intensiver Gedanken- und Methoden-austausch auf dem Gebiet der bildenden Kunst mit den Nachbarvölkern jenseits der östlichen Reichsgrenzen.

Eine klare Unterscheidung zwischen altchristlichen Bauten und solchen byzantinischer Prägung ist für die frühe Zeit des offiziellen Christentums nicht sicher durchzuführen. Es ist aber festzustellen, daß die frühen byzantinischen Basiliken eine ausgesprochene Kreuzform mit relativ weit ausladendem Querschiff aufwiesen und daß unter der Fensterzone eine Emporenanlage eingefügt war, die öfters sogar schon um die Kreuzarme herumgeführt wurde. Der rein östliche Baubestand an altbyzantinischen Werken in Byzanz selbst und an anderen Orten hat schwere Einbußen durch Zerstörungen erfahren, aber in Italien, vor allem in Rom, blieben doch Kirchen ausgesprochen früh byzantinischen Charakters erhalten. (*S. Agnese, S. Lorenzo u. a.*).

Die von Theoderich erbaute Kirche *S. Apollinare nuovo in Ravenna* ist in ihrer feierlich strengen Dekoration ausgesprochen byzantinisch, doch verzichtet dieser Bau auf das Querschiff und die Emporen, wie dies auch bei den übrigen frühen Basiliken Ravennas der Fall ist. Dafür sind aber die Säulenschäfte im byzantinischen Sinn glatt und tragen auf ihren Kapitellen jene zum Bogen überleitenden Steinblöcke mit trapezförmigen Seitenflächen, die sog. Kämpfer. Die Kapitelle wandelten sich allmählich von den ausgesprochen plastischen korinthischen und kompositen Formen zu flächigen Gebilden, die in verschiedenen Modifikationen ein besonderes Charakteristikum byzantinischer Kunst darstellen. (Korb-, Falkapitelle u. a.).

Wenn auch an alten byzantinischen Basiliken so gut wie nichts erhalten ist, wissen wir jedoch aus Beschreibungen, daß die Apostelkirche des Kaisers Konstantin wegen ihrer Pracht hoch gerühmt wurde. Sie scheint eine kreuzförmige Basilika mit Empore gewesen zu sein, und das angefügte Mausoleum für den Kaiser und seine Familie zeigte eine zentrale Anlage.

Der basilikale Baugedanke erwies sich in der byzantinischen Kunst nicht als der zukunftsfrüchtige. Neue Wege und neue Probleme eröffneten sich der Architektur aus dem Zentralgedanken. Hier wird die byzantinische Kunst zur Fortführerin der griechisch-römischen Tradition, vor allem die Probleme der Wölbung, des Massenbaus, der farbigen Raum- und Flächenkunst und z. T. auch der realistisch erzählenden Darstellung wurden beharrlich und konsequent in Angriff genommen und vielfach geradezu genial bewältigt. Wohl aus kultisch-rituellen Gesichtspunkten wurde in Byzanz versucht, den Zentral- und Langhausbau einander anzugleichen, sie miteinander zu verschmelzen und aus beiden Typen eine in sich harmonische räumliche Einheit zu gestalten. Diese Tendenzen zeigten sich schon bei dem Bau von *S. Sergius und Bacchus*, der als kleine Hagia Sophia bezeichneten Kirche in Byzanz. In dieser Vorstudie zu der großen Hagia Sophia kündigte sich schon die Lösung der Aufgabe an, ein basilikales Langhaus mit einer Zentralanlage zusammenzufügen. Bei *S. Sergius und Bacchus* und bei *S. Vitale in Ravenna* heben Vorhalle und betonte Apsis den reinen Zentraltypus auf und bewirken eine Achsenbetonung.

Die klassische Lösung der Vereinigung von Zentral- und Langhausbau brachte die *Hagia Sophia*, die Kirche der göttlichen Weisheit. In dem blutigen Nikaaufstand war 532 eine auch der „göttlichen Weisheit“ geweihte Basilika Konstantin des Großen abgebrannt, und Kaiser Justinian plante gleich nach siegreicher Überwindung des Aufstands den Bau einer neuen Kirche der

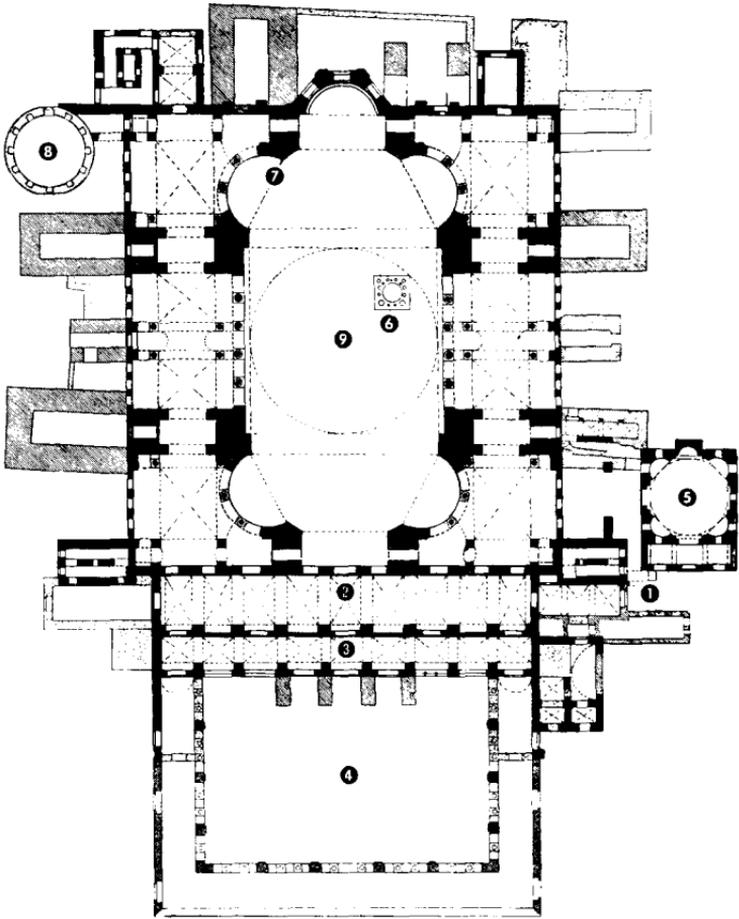


Abb. 9: Grundriß der Hagia Sophia

- 1 Eingang
- 2 Narthex (Vorhalle)
- 3 Exnarthex (äußere Vorhalle)
- 4 Vorhof
- 5 Baptisterium (Türbée Mustafas I.)
- 6 Sängerbühne
- 7 Sultansloge
- 8 Schatzkammer
- 9 Hauptkuppel

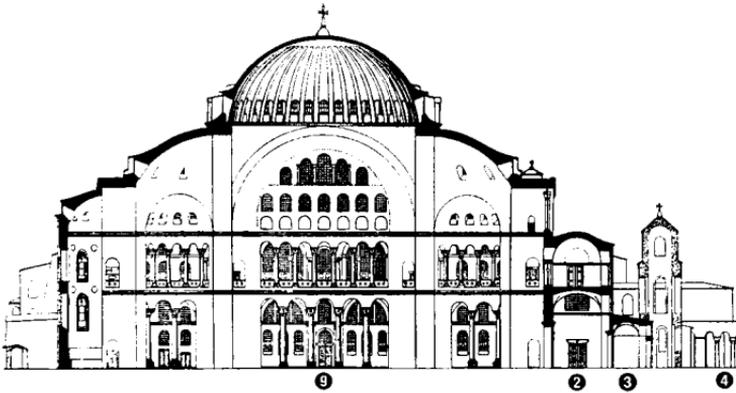


Abb. 10: Längsschnitt durch die Hagia Sophia

göttlichen Weisheit. Die kleinasiatischen Baumeister Anthemios von Tralles und Isidoros von Milet wurden mit der Ausführung betraut. Der Mittelraum der gewaltigen Kirche ist quadratisch, und auf der Grundlinie des diesem Quadrat einbeschriebenen Kreises wird die Kuppel von Eckzwickeln, den sogenannten Pendentifs, getragen. Dazu gesellen sich in der Längsrichtung je zwei Halbkuppeln, die den Schub der Hauptkuppel auffangen und weiterleiten.

Mit Säulenstellungen öffnen sich in beiden Geschossen die umgebenden Räume nach den Haupthallen, die Aufteilung ist so folgerichtig durchgeführt, daß trotz der schweren Gewölbeschübe der ganze Bau leicht und luftig erscheint. Der Gesamtgrundriss gleicht einem riesigen Rechteck, aus dem nur die polygonal ummantelte Apsis an der Ostseite und eine Vorhalle mit Atrium an der Westseite hervorspringen. Alles vereinigend schwebt die Kuppel als Symbol des Himmels. „Sie scheine“, wie der Geschichtsschreiber Prokop des Kaisers Justinian sagt, „nicht auf festem Boden zu stehen, sondern an goldenem Seil vom Himmel herabzuhängen“. Und angesichts des in der kurzen Spanne von nur wenigen Jahren erbauten Riesentempels (532—537) soll Kaiser Justinian ausgerufen haben: „Salomo, ich habe Dich übertroffen!“

Bereits 588 wurde die Kirche durch Erdbeben schwer beschädigt. Isidoros, der Jüngere, übernahm den Wiederaufbau. Die Kuppel wurde erhöht, in die Zwischenfelder der tragenden Kuppelgurtbögen und die Schildmauern fügte er eine Fülle von Fenstern ein, deren hereinstrahlende Lichtflut von namhaften Zeitgenossen ausdrücklich gerühmt wurde. Bei aller fast überirdisch wirkenden Pracht der Ausstattung, den Marmortafeln, der Or-

namentierung, den Mosaiken, den Goldgründen geht die atemberaubende, entrückende Wirkung doch hauptsächlich von der genial erfüllten und gegliederten Einheit des Raumes aus.

1453 wandelten die Türken die Kirche in eine Moschee um, die Mosaiken wurden übertüncht und große Rundschilder mit Koraninschriften in kufischen Schriftzeichen an den Hauptpfeilern aufgehängt. Im wesentlichen blieb jedoch der Charakter des Innenbaus erhalten.

Die Hagia Sophia blieb *der* klassische Bau der byzantinischen Architektur. Andere Bauten, wie die fünfkuppelige Apostelkirche und die Irenenkirche, von denen wohl starke Anregungen nach dem Westen hin ausstrahlten, (S. Marco, Venedig, St. Front in Perigueux) zeigen trotz aller Schönheit nicht jenen wahrhaft großen und genialen Zug wie die Sophienkirche.

Zusammenfassend kann von der altbyzantinischen Baukunst der Justinianischen Epoche gesagt werden, daß aus dem antiken Säulen- und Gebälkbau sich eine Wandlung in den Pfeiler-, Bogen- und Gewölbebau vollzog, daß die Baumasse als eine in sich einheitliche Raumbegrenzung aufgefaßt und alle Einzelteile der ganzheitlichen Funktion untergeordnet wurden.

An plastischen Werken ist aus der altbyzantinischen Epoche nichts erhalten. Es werden Reiterstatuen in zeitgenössischen Berichten erwähnt, von denen wir uns aber keine Vorstellung machen können, die Bildnisplastiken werden wohl in jenem realistisch bildnisgetreuen Sinn der spätrömischen Kunst ausgeführt worden sein.

In der Reliefplastik, vor allem in der Elfenbeinschnitzerei zeigte sich ein immer stärkeres Hervortreten des Flächigen; antike, christliche und östliche Vorstellungs- und Formenkreise bilden einen eigenartigen Mischstil. (*Maximiankathedra, Ravenna*).

Von den Großmosaiken und Fresken in Byzanz haben nur wenige den Islamsturm und den Bilderstreit überlebt. Über die gewaltige Wirkung der Mosaiken in den weiten lichten Räumen der Hagia Sophia lassen sich nur Vermutungen anstellen; der Goldgrund, der fast allgemein die Wölbungen überdeckte, schien alle farbigen Bildelemente zu einer entrückt jenseitigen Einheitlichkeit zusammenzuschließen.

Die römischen und ravnatischen Mosaiken müssen uns Ersatzvorstellungen für die byzantinischen liefern. Beobachtetes, Traditionelles, Symbolisches und Gedankliches, alles fand sich im Dienst an der anschaulichen Verherrlichung der Glaubensinhalte. Kostbare Gewänder, Teppiche und Vorhänge halfen mit, die feierliche Prachtentfaltung noch zu steigern; und dadurch erfuhren die textilen Künste eine ganz besondere Pflege. In den



Abb. 11: Madonna, Justinian (links) und Konstantin (rechts).  
Mosaik am Südeingang zum Narthex der Hagia Sophia. (10. Jahrh.)

kaiserlichen Frauenwerkstätten, den Gynäkäen, wurden herrliche Gewebe hergestellt. Da die Seide aus dem fernen Osten eingeführt werden mußte, verschlang der Zwischenhandel ungeheure Summen, und man versuchte daher, die Seidenraupenzucht in Byzanz einzuführen. Dies gelang unter abenteuerlichen Umständen während der Regierungszeit Justinians, damit wurde die byzantinische Seidenproduktion unabhängig von dem Import des Rohmaterials, und die Kaiser monopolisierten diesen Zweig des Kunsthandwerks.

Die Gewebemuster zeigen Einflüsse aus den verschiedensten Gebieten des Ostens. Kreisförmig oder rautenförmig umrahmt, erscheinen streng stilisierte und symmetrische Tierdarstellungen, auch Tierkämpfe und Jagdszenen. Aus diesen Textilien gewann dann die abendländische Kunst eine Fülle von Anregungen. Orientalische Textilkünstler arbeiteten bei den Normannenkönigen in Sizilien, wo der *Krönungsmantel der deutschen Kaiser* (Schatzkammer, Wien) hergestellt wurde.

Unter den Nachfolgern Justinians griff eine immer gesteigerte pomphafte Prachtentfaltung um sich. Die reich entwickelte persische Kunstindustrie kam diesem Bedürfnis sehr entgegen, und die antiken Elemente wurden allmählich zurückgedrängt.

Bevor sich aber aus all diesen Strömungen die mittelbyzantinische Kunst voll entfalten konnte, brach 726 aus religiös-dynastischen und dogmatischen Gründen jener blutige und verheerende Bilderstreit (Ikonoklasmus) aus, der sich gegen jede Form der Bilderverehrung richtete.

Viele Werke wurden zerstört, die Malerei wurde untersagt. Dieser Bilderstreit unter dem Isaurier Leo II. war eine jener Psychosen, wie sie zuweilen in Zeiten religiöser Spannungen ausbrechen und sich dann fanatisch und kompromißlos ausrasen.

Auf dem Konzil zu Konstantinopel wurde 843 die Wiederaufnahme des Bilderdienstes genehmigt, damit kehrten Ruhe und Besinnung wieder ein, sodaß die Künste sich aufs neue entfalten konnten.

Unter der Herrschaft der makedonischen Dynastie 867—1057 erreichte die byzantinische Kunst wieder eine Blütezeit. Unter bewußtem Zurückgreifen auf die Antike schuf die höfische Kunst eine Art Renaissance, während die mehr volkstümliche Klosterkunst einen frischen, realistischen Zug aufweist.

Einer der Kaiser, Konstantin VII., Porphyrogenetos, 911—59, war selber als Maler und Goldschmied tätig. Auf diesen im Purpur geborenen Kaiser geht die Ausarbeitung des starren, bis in die geringsten Kleinigkeiten alles regelnde Hofzeremoniells zurück, das allmählich nicht nur das höfische Leben, sondern auch die Kunst bestimmend durchdrang.

In der mittelbyzantinischen Zeit setzte unter dem Kaiser Basilios I. 867—886 aus der makedonischen Dynastie eine lebhaftere Bautätigkeit ein. Der Kirchenbau bevorzugte weiterhin die Kuppelbasilika. Der bauliche Gedanke der Verschmelzung von Langhaus und Zentralanlage war auch von der Kirche theologisch begründet worden als eine mystische Symbolik des Gotteshauses und seiner Teile als Abbild der Gottheit.

Basilios I., an Baueifer kaum hinter Justinian zurückstehend, schuf in seiner 881 geweihten Palastkirche, der *sog. „Nea“*, das Vorbild der mittelbyzantinischen Kirchenarchitektur. Sie war eine Fünfkuppelkirche, bei der aber zum Unterschied von der Justinianischen Apostelkirche die Nebenkuppeln diagonal in die Kreuzwinkel eingeordnet waren.

Allgemein wurden die Größenverhältnisse der Kirchenbauten reduziert, sodaß von nun an viele Kirchen einen kapellenartigen Charakter zeigten. Die östlichen Klosterbauten entwickelten den

Typus der Kreuzkuppelkirche ebenfalls weiter, so in den Anlagen des Berges Athos. Die plastischen Architekturglieder, vor allem die Kapitelle, erfuhren eine immer stärkere Umformung der pflanzlichen Motive, wie des Akanthus und der Weinrebe, in abstrakte Bildungen, in gitterartig flächige, geometrisierende Ornamente.

Denkmäler an Großmosaiken sind aus der makedonischen Zeit keine mehr in Byzanz erhalten; eine etwaige Vorstellung von ihrem Vollendungsgrad vermögen wir aus den Mosaiken von *Hosios Lukas* und *Daphni* in Griechenland und der Kirche Nea Moni auf Chios zu gewinnen.

Die Zeiten des Bildersturms scheinen die doch wesentlich in der Stille und der Abgeschlossenheit sich vollziehende Arbeit der Buchmalerei nicht behindert zu haben. Wenn auch die figürliche Darstellung untersagt war, so konnte sich die Fantasie ungehemmt der Ausschmückung der Buchstaben widmen, es begann die reiche Ausgestaltung der Anfangsbuchstaben, der *Initialen*. In der frühen byzantinischen Buchmalerei ließen sich zwei Richtungen feststellen, eine mönchisch-theologische, die temperamentvolle Randzeichnungen leicht kolorierte (*Rabula-Evangeliar*, *Chludoff-Psalter*) und eine die antiken Einflüsse weiterpflegende höfisch-kaiserliche, die in sich bildmäßig abgeschlossene, umrahmende Darstellungen bevorzugte. (*Pariser Psalter*)

Die mittelbyzantinische Buchmalerei erstrebte eine Ausgleichung beider Richtungen.

Der Sieg der Bilderfreunde bewirkte, daß die Kunst fortan in erster Linie den theologischen Zwecken diene, sie wurde zur propagandistischen Verkünderin der kirchlich-dogmatischen Gedankengänge, der Lehre von der Dreifaltigkeit und der Erlösung der Welt durch Christus. Die verschiedenen Gestalten und Szenen erhielten in der Mosaik- und Freskomalerei ihren besonderen Platz in der Kirche zugewiesen. Christus, als dem Pantokrator, gehörte die Kuppel, die Jungfrau Maria thronte in der Apsis, im Schiff wurde das Leben und Sterben Christi, im Narthex das Leben Mariens und an den übrigen Wand- und Gewölbeflächen die Apostel, Märtyrer, Propheten und Heiligen hierarchisch gestuft dargestellt.

Zu der Monumentalmalerei gesellte sich mit immer mehr sich steigendem Einfluß die Ikonenmalerei. Auf der II. Synode von Nicea 787 war den heiligen Ikonen, den heiligen Bildern, das Recht der Verehrung, der Proskynesis, aber nicht das Recht der Anbetung, der Latreia, zuerkannt worden.

Zum Schmuck des Altars und der Altarräume wurden die Ikonen als Tafelmalerei ausgeführt; ihre Bildinhalte waren vorwie-

gend die Darstellung Christi, der Dreifaltigkeit, der Mutter Gottes, der Heiligen, der Engel und der christologischen Szenen. Die Ikonensymbolik durchdrang allmählich das ganze Gotteshaus in seiner Gesamtheit, jedem Teil des Gebäudes wurde eine besondere erlösungs-dogmatische Bedeutung zuerkannt. Noch heute ist das ganze Dekorationsschema und -system in dem Malerbuch des Berges Athos in literarischer Darstellung zu verfolgen.

„Die *Ikonenmalerei* erforderte von dem Maler eine bestimmte Form der Heiligkeit und der Heiligung. Durch Fasten und Buße bereiten die Malermönche sich auf das Werk der Malerei vor, Pinsel, Holz, Farben und alle übrigen für die Malerei benötigten Materialien werden ihrerseits vor der Benützung geweiht.“ (E. Benz)

Von der orthodoxen Theologie wurde die Ikone als nicht von Menschenhänden gemacht angesehen. Sie war die Erscheinung des himmlischen Urbildes, des Archetypus, selber.

In der Monumentalmalerei gewann das Fresko allmählich immer stärker an Bedeutung, es trat gleichwertig neben das Mosaik. Von dem aus verschiedenen Epochen stammenden, ehemals reichen Mosaikschmuck der Hagia Sophia sind neben dem seit länger bekanntem Widmungsbild des Bogenfelds im Hauptportal, das den thronenden Heiland, einen fußfällig verehrenden Kaiser und die Medaillonbilder des Erzengels und der Maria zeigt, unter der Kuppel und in den Gewölbezwickeln viele teils mehr oder weniger gut erhaltene Mosaiken aus der deckenden Tünche wieder freigelegt worden. Dadurch wird es dem Beschauer heute eher möglich, sich wenigstens eine ungefähre Vorstellung von der einstigen Pracht zu machen.

Die Komnenenzeit im 11. und 12. Jahrhundert brachte in der Malerei eine bewußte Stilisierung und eine Abkehr vom Realismus im Sinne einer verschönernden Idealisierung. Die Gestaltung unterwarf sich noch strenger der Fläche und neigte oft zu süßlich-sentimentalen Gefühlsdarstellungen. In der Apsis des *Domes von Ravenna* und in *S. Marco in Venedig* sind noch Beispiele dieser Auffassung erhalten. Vor allem aber in den Mosaiken der sizilianischen Dome und Kirchen (*Palermo, Cefalu, Monreale*) ist byzantinische Pracht in berauschend festlichem Glanz noch lebendige Gegenwart.

Vielleicht unter dem Eindruck der Buchmalerei machte sich gegen Ende des 12. Jahrhunderts ein Streben nach rein dekorativer Wirkung bemerkbar, darüber gingen die fromme Gefühlswärme

Abb. 12: Malereien in der Vorhalle der Kirche des Athos-Klosters Vatopedi ►



und die beeindruckende Ausdruckstiefe verloren. Besonders beliebt wurde die Darstellung des Stammbaumes Christi, der Wurzel Jesse, als dekoratives Motiv, aber auch profane Inhalte, wie stilisierte Tiergestalten, Jagdszenen und heraldische Themen wurden in den Königs- und Fürstengemächern dargestellt.

Nach dieser mehr dekorativen, flächig gestaltenden Auffassung unter dem Geschlecht der Paläologen regte sich gegen Beginn des 15. Jahrhunderts wieder stärker ein Wille zu räumlicher Gestaltung.

Etwa zur Zeit des Übergangs einer dieser Auffassungen zur andern, um 1300 entstand eines der letzten wahrhaft großen Denkmäler byzantinischer Mosaikmalerei in dem Zyklus der *Chora-Kirche* in Konstantinopel. An den Wänden eines Doppelnarthex, einer Doppelvorhalle, zieht sich dieser Zyklus von Darstellungen aus dem Christus- und Marienleben hin. Hier bricht wieder ganz stark der Wille zu erzählenden Gestalten durch. Trotz des Goldes wird der Hintergrund durch eine zusammenhängende Raumdarstellung mit Architekturen und Landschaften durchgegliedert. Auch die Fresken in der Friedhofs- oder Einsegnungskapelle rechts von dem Doppelnarthex zeigen einen eindringlichen, packenden Erzählstil, so z. B. in der Anastasis, wo Christus Adam und Eva aus der Vorhölle befreit. Bei den Mosaiken und den Fresken erscheinen die Formen leicht barock gesteigert, sie ähneln im gewissen Sinn manieristischen Gestaltungen der ital. Malerei des 16. Jahrhunderts. Der bisherige, feierlich strenge Flächenstil wird aufgegeben, und eine freie, realistische und sehr lebendig beobachtete Gestaltung zeigt gleiche Wege und Ziele, wie sie die gleichzeitige Freskomalerei mit Giotto in Italien einschlug.

Aber die byzantinische Malerei verfolgte diesen neuen Weg nicht mit der gleichen Konsequenz wie die italienische. Die neuen Probleme räumlich-körperlicher Gestaltung wurden nicht grundsätzlich von der byzantinischen Kunst in Angriff genommen und zu einer Lösung geführt. Wohl bleiben in der byzantinischen Malerei die räumlich-illusionistische und realistische Bildvorstellung noch lebendig, aber in der Spätzeit wandeln sich die Typen der Gestaltung und diese selber wieder zum Strengen, Traditionell-Gebundenen.

Die Plastik, fast nur in der Form des Reliefs ausgeübt, behielt den flächigen Charakter, sie ähnelte meist vergrößerten Elfenbeinschnitzereien. Faltenmotive und Säume wurden sehr grafisch, linear, zickzackartig behandelt. Sehr reich war die dekorative Plastik an den Tabernakeln, Altarwänden, Altarschranken u. a. a. O. vertreten.



Abb. 13: Ravenna, San Vitale, Kaiser Justinian mit Gefolge (6. Jahrhundert)

Das byzantinische Kunstgewerbe wurde stets als besonders prunkvoll und vortrefflich gerühmt. Aus dem 12. Jahrhundert ist die älteste Werkweisung, eine kunsthandwerklich schulgemäße Unterweisung, die „*Schedula des Theophilos*“ erhalten. Sie bringt besonders reiche Erfahrungen antiker und byzantinischer Gestaltung.

Die reichtenwickelten gewerblichen Techniken, der Bronzezug, die Metalltreiberei, das Emaillieren, die Goldschmiedearbeit, die Wirkerei, Stickerei, Holzschnitzerei, das Vergolden boten die Möglichkeit, eine zur äußersten Kunstfertigkeit gesteigerte Gestaltung zu üben und jedem Ausstattungswillen Genüge zu leisten.

(*Stephanskrone, Kreuz von Sancta Sanctorum, Altarvorderwand, Pala d'oro, San Marco, Venedig, Staurotbek, Limburg u. a.*)

Viele dieser Kunstfertigkeiten fanden dann, unmittelbarer als es durch Byzanz geschah, im Anschluß an die Eroberungszüge des Islam eine Verbreitung bis weit in den Westen hinein.

## MISTRA

Als Enrico Dandolo, der Doge von Venedig, den Eifer der Teilnehmer des 4. Kreuzzuges von Jerusalem ab und auf Konstantinopel hin lenkte, gab er nur einem persönlichen Rachegeleste nach, das der Rivalität Venedigs mit der byzantinischen Kaiser Macht entsprang. Was er aber damit zugleich an politischen Konsequenzen heraufbeschwor, das hat in der Weltgeschichte des östlichen Mittelmeerraumes die tiefen Spuren hinterlassen. Dandolo erreichte die Eroberung Konstantinopels im Jahre 1204, die Vertreibung der byzantinischen Kaiser und die Errichtung eines kurzlebigen, sogenannten lateinischen Kaisertums. Wenn man von den unmittelbaren kulturellen Folgen absieht, die sich an diese Jahrzehnte der lateinischen Kaiserherrschaft anknüpfen und in der Legenden- und Novellenliteratur Frankreichs, Italiens und Deutschlands die reichsten Früchte gezeitigt haben, so war der historische Erfolg dieser Aktion für Abendland und Christentum *katastrophal*. Die Position der byzantinischen Kaiser Macht wurde aufs stärkste erschüttert, unmittelbar bevor die islamischen Gegner sich zu nachdrücklicher Staaten- und Reichsbildung, zu einer also wirkungsvollen Konsolidierung ihrer politischen Existenz in Kleinasien anschickten. Diese Erschütterung bedeutete die in seiner ganzen bisherigen Geschichte stärkste äußere Schwächung des byzantinischen Reiches, wenn auch die Episode des lateinischen Kaisertums und der byzantinische Rückzug auf ein Kaisertum Nicäa nur 57 Jahre, bis 1261, dauerte. Sie bedeutete damit zugleich die Stärkung und Ermunterung seiner Gegner, also einen Meilenstein auf dem Wege zur Zerstörung des byzantinischen Reiches, des christlichen Reiches im Ostraum überhaupt, die mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453 beendet wurde.

Indessen hat diese Abirring der Kreuzzugs idee auch merkwürdig nachhaltige positive Konsequenzen gehabt, sowohl solche, die in Dandolos Absicht und Berechnung lagen, wie solche, die sich seiner Voraussicht völlig entzogen. In der Tat ist seine Absicht, die Macht Venedigs im östlichen Mittelmeer zu befestigen, vollkommen erreicht worden. Die unfreiwillige Stärkung der türkischen Feinde Konstantinopels wurde durch die Errichtung einer venezianischen Kolonialmacht, die im wesentlichen auf dem Besitz Cyperns, Kretas, der ägäischen und der ionischen Inseln beruhte, weitgehend wieder wettgemacht. Venedig blieb für



1687 traf eine venezianische Kanonenkugel das Pulvermagazin im Parthenon.  
(Zeitgenössischer Stich Fanellis)

Jahrhunderte, gestützt auf diese kolonialen Besitztümer, nicht nur einer der reichsten Staaten im Umkreis des europäischen Westens, sondern auch einer der wirksamsten Verteidiger des Abendlandes gegen die türkische Expansion. Cypern blieb bis 1571, das Herzogtum Naxos bis 1586, Kreta bis 1645 venezianischer Besitz, die ionischen Inseln sogar bis zur Auflösung des venezianischen Staates 1797. Diese Positionen waren keineswegs nur defensiv, sondern die Basis der Angriffe auf die türkische Sicherheit in Griechenland in den Jahrzehnten vor und nach 1700, einer Bewegung, in deren Verlauf auch der bis dahin unversehrte Parthenon zerstört wurde: das darin untergebrachte türkische Pulvermagazin explodierte bei der Belagerung Athens durch die Venezianer 1687.

Was Dandolo keinesfalls im Auge hatte, aber gleichwohl zu den Wirkungen seines Unternehmens gehört, war kultureller Art: die tiefste und eindringlichste Wiederbegegnung zwischen den beiden Erbhälften des römischen Weltbesitzes, dem christlichen Westen und dem christlichen Osten, die seit den Bemühungen der Karolinger und der Ottonen erreicht worden war. Es ist schon angedeutet worden, wie sich der Westen literarisch an den Stoffbereicherungen aus östlicher Herkunft im 13. Jahrhundert

sättigte. Aber ebenso wie der Westen Östliches im weitesten Sinne Byzantinisches übernahm, so gelangte auch Westliches in den byzantinischen Osten. Die Errichtung des lateinischen Kaisertums hatte auch die Errichtung westlicher Herrschaften in den dem byzantinischen Kaiserreich gehörigen, nun eroberten Ländern zur Folge. Außer den Herrschaftszentren Thessalonike und Athen gab es auch sonst auf dem griechischen Festland ebenso wie auf den griechischen Inseln Herrschaftsgründungen von kürzer oder länger dauerndem Bestand. Das historisch interessanteste unter diesen politischen Neubildungen ist das seltsame Herzogtum Naxos, das als sozusagen privater Besitz einer Venezianerdynastie über dreieinhalb Jahrhunderte bestehen blieb, das kulturgeschichtlich sinnhaltigste die Stadt und Festung Mistra im Eurotastal, nahe dem alten Sparta in der Peloponnes. Als nach dem Fall von Konstantinopel im Jahre 1204 das byzantinische Reich in eine lockere Vielheit seiner Einzelteile auseinanderbrach und sich dem Zugriff jedes ritterlichen Abenteurers darbot, benutzte ein französischer Edelmann, Gottfried von Villehardouin, die günstige Gelegenheit, auf der Peloponnes eine Herrschaft aufzurichten, die er in wenigen Jahren über die ganze Halbinsel ausdehnen und sichern konnte. Er hatte seinen Sitz zunächst im Nordwesten an der Küste. Nachdem aber sein zweiter Sohn und Nachfolger mit der Erbauung eines festen Platzes die letzten aufsässigen Gegner, die freien Slavenstämme in den Bergen Lakoniens, niederwerfen konnte, wurde dieser Platz zum bedeutenden Mittelpunkt des Landes. Das war Mistra. Auf unzugänglichem Gipfel, einem Vorberge des Taygetos, westlich über dem Eurotastal, wurde von Wilhelm von Villehardouin 1249 eine meisterhafte Burganlage geschaffen, zu deren beherrschender Höhe sich, steil ansteigend, in der Folgezeit eine ganze mittelalterliche Stadt fügte, die bis heute, in Trümmern, erhalten ist und ein getreues Bild der Frankenherrschaft in Morea gibt. Morea, so nannten die westlichen Eroberer die ganze Halbinsel, und Franken waren sie für die Griechen angesichts des französischen Übergewichts unter ihren neuen Herren. Der Erbauer konnte sich des unschätzbaren Besitzes von Mistra nur ein Jahrzehnt lang erfreuen. Dann zwang ihn seine militärische Niederlage in Makedonien, die Burg dem siegreichen Gegner, dem wiedererstarkten Byzantinerreich abzutreten. Das fränkische und das byzantinische Element mischten sich rasch im baulichen Erscheinungsbilde der Stadt, die die Nachfolge des benachbarten Lakedämonia, des altgriechischen Sparta, antrat und neben dem militärischen auch zum kulturellen Zentrum von Morea wurde. Zunächst hielten die byzantinischen Kaiser, wie-



Abb. 15: Mistra, eine der vielen byzantinischen Kirchen.

der in den Besitz von Reich und Hauptstadt gelangt, in Mistra Strategen, die die Herrschaft in der ganzen Peloponnes garantierten. Im 14. Jahrhundert aber wurde Mistra von den Kaisergeschlechtern der Kantakuzenos und Palaiologos zur Residenz zweitgeborener kaiserlicher Prinzen erhoben, die als Despoten in dem neuen Despotat regierten. Unterhalb der fränkischen Burg erhob sich nun auf halber Anhöhe der byzantinische Despotenpalast der Palaiologen, bis die Eroberung ganz Griechenlands durch die Türken in der Mitte des 15. Jahrhunderts aller byzantinischen Herrlichkeit, also auch der von Mistra, ein Ende machten. Aber die Eroberung bedeutete nicht das Ende der volk- und kirchenreichen Stadt. Sie verkümmerte zwar, verlor mit der Bedeutung an Glanz und Größe, aber sie bestand weiter, und sie erlebte neuen Aufschwung, als die Venezianer im 17. Jahrhundert die Türken aus der südlichen Peloponnes vertrieben und dort abermals eine westliche Herrschaft aufrichten konnten. Wiederum blühte Mistra auf, für ein Menschenalter, bis 1715, und sank dann zurück. Die unglücklichen Aufstände gegen die Türken zu Ende des 18. Jahrhunderts und die glücklicheren der

griechischen Befreiungskriege im frühen 19. Jahrhundert hatten eine weitere Verminderung der Bevölkerung zur Folge. Als das alte Sparta schließlich im Jahre 1834 in dem neuerstandenen Königreich Griechenland wiedergegründet wurde, übernahm es die letzten Reste der Einwohner von Mistra, die die Stadt als Ruinenfeld, als ein mittelalterliches Pompeji, zurückließen. Fortan lebten nur noch die Nonnen des Pantanassaklosters, heute nur mehr wenige, in Mistra als ständige Bewohner.

Aber sie blieben nicht lange allein. Denn nun kamen vom frühen 19. Jahrhundert an und im 20. stetig zunehmend, die Besucher, die die denkwürdige Stelle in Augenschein nehmen wollten, unter ihnen Celebritäten der Griechenlandreise wie Chateaubriand und Gerhard Hauptmann, die in ihren Schilderungen Mistra priesen. Sie kamen mit gutem Grund. Mistra ist nicht nur ein eindrucksvolles Zeugnis der Lebenswelt des 13. und 14. Jahrhunderts, es ist ein einzigartiges Dokument der West-Ost-Einheit der abendländischen Kultur. Das wird zunächst an den Kunstdenkmälern augenfällig; in der Durchdringung der fränkisch-westeuropäischen und der byzantinisch-östlichen Bauelemente in den Kirchen, die bis heute entweder unversehrt, wenig zerstört oder gut konserviert als Halbruinen dastehen; in ihren das Römische und das Griechische der beiden christlichen Dogmenhälften verbindenden Malereien und in den architektonischen Resten der Profanbauten. Mistra ist weiterhin eine Gedenkstätte der Renaissanceidee, der Wiederbelebung des antiken Geistes Griechenlands im europäischen Westen. Es ist der Wohn- und Sterbeort jenes Gemisthos Plethon, der im 15. Jahrhundert als Platon-Enthusiast und antikengläubiger Philosoph den italienischen Humanismus befruchtete und entscheidende Förderung für die abendländische Platon-Kenntnis bedeutete. Mistra ist schließlich die Stelle, an der Goethe im zweiten Teil des Faust die phantastische Vereinigung seines Helden als fränkischen Ritters mit Helena, dem leibhaft gewordenen Symbol der antikeidnischen Schönheit, sich vollziehen läßt. Wo die großartige Ruinenkulisse des Despotenpalastes der Palaiologen sich noch heute hoch am Berghang, einen großen Hof einschließend, erhebt, da dachte sich Goethe, der ihn nie gesehen, die Begegnung Fausts mit Helena. Mistra war für ihn und ist es durch diese Szenen der Faustdichtung auch für uns der bildliche und der geschichtliche Hintergrund, vor dem sich die dichterisch geschaute Vision zur dramatischen Handlung gestaltet, der poetische Vollzug der Verbindung von Ost und West, des griechischen vergangenen und des lebenden deutschen Geistes.

## MIKLAGÅRD \*)

Die Weltmachtstellung, die das byzantinische Reich unter Justinian († 565) errungen und die Herakleios I. im Kampfe gegen das Sassanidenreich gefestigt hatte, sollte von nicht allzu langer Dauer sein. Das ungestüme Vordrängen der Araber auf Land- und Seewegen längs der Mittelmeerküste brachte den Westteil des oströmischen Reiches ins Wanken. Eine Position nach der anderen ging verloren, der gesamte asiatische und afrikanische Küstensaum, Südspanien, Korsika bröckelten ab. Das abbasidische Kalifat festigte seine Herrschaft in diesen Räumen und erweiterte sie sowohl im Westen wie im Osten. (Den Seeräubern freilich aus ihren eigenen Reihen konnte auch das Kalifat nicht das Handwerk legen — sie waren auf lange Zeit die wahren Beherrscher des Mittelmeeres). Die Konsolidierung des Frankenreiches erfaßte auch dessen Randgebiete — der Einfluß Ostroms auf Italien wurde bis in die südliche Spitze und auf Sizilien zurückgedrängt. Die schwersten Erschütterungen aber erhielt das Reich durch dicht aufeinander folgende Anstürme der Awaren und serbokroatischer Völker, die gegen die „Goldene Pforte“ drängten. An den Rand einer Katastrophe führte der Einbruch der Bulgaren, die 811 dem kaiserlichen Heer unter Nikephoros eine schwere Niederlage zufügten. Nikephoros, der sich zuvor tapfer gegen Slaven und Franken im Westen und Harun ar Raschid im Osten verteidigt hatte, verlor in der Schlacht sein Leben. Krum, der Bulgarenfürst, aber feierte seinen Sieg mit einem Trunk aus einem knöchernen Becher, der Gehirnschale seines Gegners, des Kaisers des Oströmischen Reiches. Zwar konnte Leo V. wenige Jahre später dem Vordringen der Bulgaren ein Ziel setzen und einen Grenzsaum gegen Norden aufrichten, aber das Reich blieb völlig isoliert, von habgierigen Feinden umgeben, von inneren Zwistigkeiten bedroht, durch Religionsstreitigkeiten erschüttert. Es war nur die Frage, wer das Rennen auf die bedeutsamste Metropole der damaligen Welt, Byzanz, machen würde.

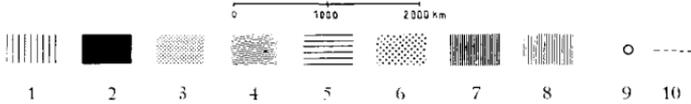
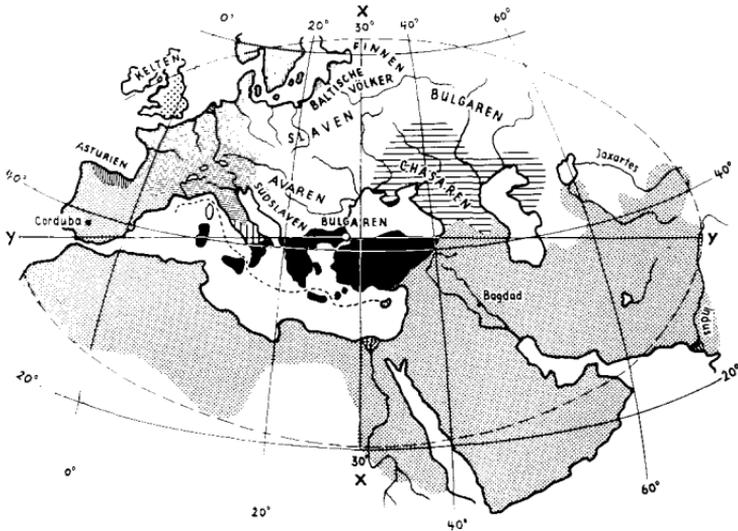
---

\*) *Herrn Professor D. Dr. Johannes Paul — Hamburg,  
ehemals Direktor der Nordischen Institute in Greifswald;  
zum 70. Geburtstag ehrerbietigst gewidmet.*

Vier Säulen waren es, die dieses Reich trugen und noch über ein halbes Jahrtausend unerschütterlich tragen sollten: *Berufenster Bewahrer des großen Erbes der Menschheit*, der antiken, in Sonderheit der vorderasiatisch-griechischen Kultur, *Träger höchsten religiösen Gedankengutes* und dogmatischer Gestalter desselben im orthodoxen Christentum, *ein erhabenes Heerwesen*, in dem sich aller Wille zur Unbeugsamkeit, zur Verteidigung in Defensive und Offensive, zur Selbstbehauptung seiner selbst und seiner Sendung konzentrierte. Welches Land hat je so viele Heerführergeschlechter wie z. B. die Fokas gehabt, je so viele strategische Genies geboren! Den vierten Pfeiler bildete *der die damalige Alte Welt umfassende Handel Konstantinopels* in den Händen eines der ältesten und fähigsten Handelsvölker der Welt, der Griechen. Der griechische Händler hatte es noch immer verstanden, aus der Not eine Tugend zu machen. Wenn nun nicht mehr nur eigene Schiffe das Mittelmeer kreuzen konnten, nicht mehr unbedroht eigene Karawanen den Weg bis zum fernen Indus, nach Samarkand, die Donau aufwärts oder zum zweiten Nilkatarakt nehmen konnten, so überließ man den anderen die Mühe und das Risiko und baute Byzanz zum großen Stapel- und Umschlagplatz aus. Die Werteinschätzungen, die jeweiligen Preise im Zusammenhang mit Angebot und Nachfrage, bestimmte Byzanz als oberste Handelsmacht seiner Zeit. Es steuerte damit auch den Kaufgeschmack, den Kunst- und Stilgeschmack — nur so sind die byzantinischen Fernstrahlungen zu verstehen, die wir noch heute in den entferntesten Teilen seines Handelsinflußgebietes wiederfinden können.

Konstantinopel hatte als einzige Stadt in und nach der Völkerwanderungszeit seinen Großstadthabitus beibehalten — vom 7. bis ins 12. Jahrhundert war es die einzige christliche europäische Großstadt mit weit mehr als 100000 Einwohnern; weder Paris noch Köln, geschweige denn Rom, konnten ihm diesen Platz streitig machen. Nur das unter den Arabern aufblühende Cordoba, am westlichen Ausgang des Mittelmeeres, entwickelte sich neben Byzanz im europäischen Raume zu einer Stadt mit großstädtischem Charakter. Diese Stadt am Guadalquivir bildete als Hauptstadt des spanischen Emirats ein westliches Gegenstück zum östlichen Byzanz in seiner Bedeutung als Umschlagplatz des christlich-abendländischen mit dem arabischen Handel; ihm fehlten aber die Traditionen Konstantinopels und die Vielseitigkeit seiner Beziehungen. Der Hafen von Byzanz war unzerstört und ausbaufähig. Das Goldene Horn am Südausgang des Bosphorus ist nicht von der starken Strömung des flußähnlichen Bosphorus in Mitleidenschaft gezogen und bildet ein gut geschütztes,

Staats- und Handelsbereich des Oströmischen Reiches  
zu Beginn des 9. Jahrhunderts



- Karte 16:
- |                          |  |
|--------------------------|--|
| 1 Langobardenreich       | 7 Asturien   |
| 2 Oströmisches Reich     | 8 Nordgermanische Länder   |
| 3 Arabisches Kalifat     | 9 Mittelpunkt der damaligen Handelswelt Byzanz                   |
| 4 Frankenreich           | 10 Gebietserweiterung des Kalifats auf Kosten von Byzanz bis 850 |
| 5 Chasarenreich          |  |
| 6 Angelsächsisches Reich |  |

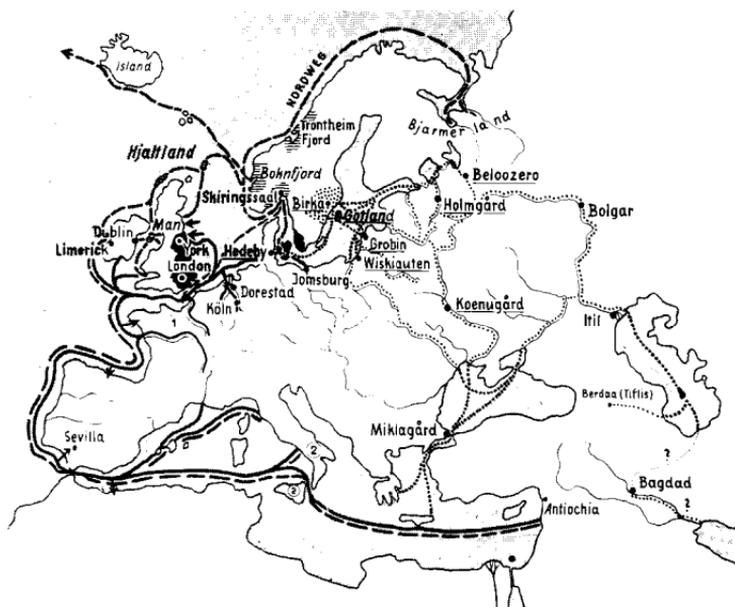
(1/2 x Achse längs des 30. Längengrades ca. 2200 km, 1/2 y Achse ca. 3650 km. Achsenschnittpunkt östlich Byzanz auf dem 30. Längengrad).

tiefes Hafenbassin, das von keinem im Mittel- oder Schwarzmeerraum übertroffen wird. Seine Lage an der schmalsten Stelle eines Meeresarmes, der zwei Kontinente miteinander verbindet, erhebt die Stadt zum natürlichen Verkehrsmittelpunkt der Land- und Seeräume. Von der Lage an einer *Trennungslinie* zwischen zwei Kontinenten darf man nicht sprechen. Das alte Byzanz hat nie ein: „Hie Asien, Hie Europa“ gekannt. Byzanz war Mittelpunkt eines Raumes, der nicht zu zwei verschiedenen Kontinenten gehörte, sondern der den griechischen Kulturraum in sich schloß und an den griechische Kulturkolonien angegliedert waren. Die Stadt hat sich auch nie als „nova Roma“, sondern mehr als ein „nova Alexandria“ gefühlt, als Nachfolgesitz eines Alexanderreiches mit Erweiterungstendenzen nach Westen

und Norden. Zu Beginn des 9. Jhdts. erstreckte sich der oströmische Staatsbereich über Kleinasien, die griechische Inselwelt (ohne Zypern) und das Festland, die Stiefelspitze Italiens, Sizilien, Sardinien und die Südostküste des Chersones sowie die wichtige Außenposition Venedig, die Karl der Große 810 an Byzanz abgetreten hatte.

Der Handelsraum Konstantinopels aber war ein wesentlich größerer, in dem der oströmische Herrschaftsbereich nur den zentralen Raum bildete. Byzanz lag im Mittelpunkt eines Länderkreuzes mit einer West-Ost-Achse von über 7000 km Länge und einer Nord-Süd-Achse mit ca. 4500 km Länge, vom Atlantischen Ozean im Westen bis zum Indus im Osten, von Nubien im Süden bis zum Mälarsee im Norden.

In diesen Handelsraum bricht nun eine Konkurrenzmacht ein, die zwar keineswegs unbekannt, aber im Mittelmeer-Schwarzmeerraum bisher landesfremd war. Es sind die rus (rhos), schwedische Wikinger aus Gårdarike, dem Warärgergebiet zwischen Finnischen Meerbusen und Schwarzmeer längs der Dnjepr-Lovat-Ladoga-Newa-Linie, die nach Mitte des 9. Jahrhunderts in den Schwarzmeerraum vordringen. Daß schwedische Handelsleute schon zuvor am byzantinischen Hofe nicht unbekannt waren, bezeugen mehrere Quellen. Unter anderen berichten die Annales Bertiniani von schwedischen Legaten, die auf der Heimreise von Byzanz im Jahre 839 Ludwig den Frommen in Ingelheim am Rhein besuchten, mit einem Geleitbrief des byzantinischen Kaisers Theophilus versehen, in dem der deutsche Kaiser gebeten wird, die „ros“ aufzunehmen und ihnen die Heimfahrt durch das Frankenreich zu gestatten, weil sie nicht den gleichen Weg zurückfahren sollten, den sie nach Byzanz gekommen waren, vermutlich also den Weg durch Rußland. — Nach 860 hatten sich schwedische Wikinger einen befestigten Platz am mittleren Dnjepr, Könugård, das spätere Kiew, errichtet und trieben von dort aus Handel bis zum Don und Schwarzen Meer. Vor allem lockten die Salzlager am unteren Dnjepr, von denen bereits ein bekannter Handelsweg nach Byzanz führte. Alle Überlieferungen stimmen darin überein, daß die Nordmänner zum mindesten im gleichen Maße von Byzanz angezogen wurden, wie die Südgermanen von Rom. Es herrschten sagenhafte Vorstellungen von der Größe, von dem noch sagenhafteren Reichtum dieser Stadt und von ihrem goldenen Handel. Der Kaiser aß von goldenen Tellern, die Byzantiner badeten in Wannen aus Marmor und Silber, Sklavinnen von verlockender Schönheit bedienten sie. (Eine Parallele zu diesen Schilderungen taucht später für den sagenhaften Reichtum Visbys des 13. Jahr-



Karte 17: Wichtigstes Ausgangsgebiet schwedischer Wikinger (ros): Roslagen, das Mälarseegebiet

..... Wichtigste Handelswege der ros (Waräger)

Wichtigste Ausgangsgebiete dänischer Wikinger: Fünen, Seeland, Schonen, Blekinge, Südhalland

———— Wichtigste Seewege dänischer Wikinger

Hauptausgangsgebiet norwegischer Wikinger (Dronheim-Fjord, Bohnfjord, Skiringssal, Oslofjord)

- - - Wichtigste Seewege norwegischer Wikinger

==== Gemeinsame Seewege

hunderts auf). Man bezeichnete Byzanz als *Miklagård*, die „große Burg“ resp. Stadt schlechthin. Sie wurde das Traumziel aller „varjagi“, eine Bezeichnung, die man zumeist als „durch Eid gebundene, d. h. an einen Fürsten gebundene Männer“ wiedergibt — doch leuchtet auch eine Deutung vom Russischen *variasjij* = wandernde Händler ein. Von einem Handelsaustausch mit Miklagård versprach man sich sehr viel, mehr noch als von dem einträglichen Handel mit den Chasaren und Arabern an der unteren Wolga und am Kaspischen Meer.

Schon bei den Arabern waren die Waren der Wikinger sehr begehrt, vor allem Pelzwerk, Wachs, Honig, Bernstein und nicht zum mindesten Sklaven. Für gutes Pelzwerk = raha konnten hohe Preise erzielt werden; noch heute bedeutet das Wort „raha“ im Finnischen „Geld“. Sklaven verschaffte man sich ein-

fach von den slavischen Völkern — der Menschenraub scheint hier nicht geringer gewesen zu sein, als später der Negerraub in Afrika — kein Wunder, daß im Westen später „Slave“ mit „Sklave“ gleichgesetzt wurde. Die Tauschobjekte der Araber waren ihrerseits im Ostseeraum hochgewertet: „Damast“ aus Damaskus, „Musselin“ von Mossul, Waffen, Tücher, Silber- und Goldbrokat, chinesische Seide, persische und afghanische Wollgewebe, Teppiche und Schals, sarazenische Waffen, indische Gewürze und besonders auch Geldmünzen. Von Kalmar bis Norduppland, auf Öland und Gotland sind massenweise Münzen aus dem Kalifat, u. a. aus Persien, Turkestan, Afghanistan, Transoxanien, Silber von afghanischen Gruben und von Taschkent ausgegraben worden. Vor allem fanden sich Münzen vom 9.—11. Jahrhundert — auf Gotland allein ca. 25000 — und eine große Anzahl morgenländischer Schmuckstücke.

Wichtigste Handelsplätze am Rande des Orients waren Itil im Chasarenland, im Wolgadelta unweit des heutigen Astrachan, und Bulgar, das spätere Kasan, die Hauptstadt der Wolgabulgaren. Aber auch andere Handelsplätze, die irgendwie mit dem Stromsystem der russischen Tafel in Verbindung standen, waren Standorte des Warägerhandels. Aus den Schilderungen der Araber greifen wir den Bericht von Ibn Fozzlan heraus, der als Gesandter des Kalifen Muktedir 921—22 nach Bulgar kam, um die Handelsbeziehungen zwischen der Stadt und der Wolga und der Stadt am Tigris zu festigen. Er schreibt (enthalten in Jakuts Geographischem Lexikon) von einem Zusammentreffen mit den „rus“, die mit ihren Waren zur Handelsfaktorei an der Wolga angekommen waren. „Nie zuvor hatte er so hochgewachsene, stattliche Männer gesehen, hoch wie Palmen, hell von Hautfarbe und oft rötlichem Haar. Sie trugen keinen Kaftan, sondern einen groben Mantel, der nur über die eine Schulter gezogen war, um die eine Hand für das Waffentragen freizuhalten. Alle trugen Beil, Messer und Schwert — ohne Waffen sah man sie nie. Sie opfern vor großen Holzfiguren und erbitten reichen Handelssegen. Sie bestellen keine Äcker, sondern leben von dem, was sie auf ihren Plünderungszügen den Sklaven abnehmen.“

Im Raume der unteren Wolga scheint zu dieser Zeit die interessanteste Begegnung zwischen Abendland und Morgendland stattzufinden — es bildet sich ein Handelsscharnier, in dem sich zugleich zwei Welten miteinander auf mehr oder weniger friedlicher Basis bekannt machen.

Dieser Orienthandel der Nordmänner blieb den Byzantinern nicht unbekannt. Ihre Stadt wurde hier an einer sehr empfind-



Karte 18: Ausschnitt aus Karte 17: Handelswege der schwedischen Wikinger (Waräger) im 9. bis 11. Jahrhundert zwischen Birka und Miklagård  
Holmgård: Wichtige Handelsfaktoreien resp. Befestigungen der Waräger

lichen Stelle getroffen, was ihre Abwehrbereitschaft auf den Plan rief. Ebenso waren sich die Waräger der gefährlichen Konkurrenz seitens Byzanz bewußt. Daß diese Gegensätze zum Austrag kommen mußten, liegt auf der Hand. Wenn — um den Ausgang vorauszunehmen — hier relativ bald ein Zusammengehen der beiden Handelsmächte aus der Rivalität hervorging, so liegt das vor allem in der handels- und verkehrsgeographischen Situation vor dem Kreuzzugszeitalter. Der Haupthandelsweg nach den europäischen Landen an Ostsee-, Nordsee- und den Kanalgestaden ging vom 7. bis 11. Jahrhundert auf dem Warägerweg durch Rußland. Byzanz konnte diesen Weg nur auf friedliche Weise benutzen und stellte sich deshalb mit den Warägern gut. Für diese aber bedeutete just die Beherrschung dieses Weges zugleich den Weg zu Reichtum und Handelsmacht in den nördlichen Räumen.

Um 866 erscheint plötzlich vor den Toren Konstantinopels eine Wikingerflotte von 200 Schiffen. Die überraschten Byzantiner flehen die heilige Jungfrau an; man nimmt das höchste Kleinod,

das die Stadt besitzt, das Kleid der Jungfrau Maria und taucht es unter Gesängen und Gebeten in den Bosphorus. Und ein Wunder geschieht. Ein Sturm erhebt sich; heftige Windstöße werfen die Wikingerschiffe gegen das Felsenufer, ein Teil der Schiffe zerschellt, ein Rest rettet sich durch Flucht. Aber 907 segelt der Kiewer Fürst Helge (Oleg) mit 2000 Schiffen, bemannt mit je 40 kühnen Kämpfern, gen Miklagård. Griechische Vorpostenboote warnen rechtzeitig die Stadt und es gelingt, eine Schiffssperre über den Bosphorus zu legen. In der Nacht läßt Oleg seine Schiffe aufs Ufer ziehen und auf Rollen setzen. Im Morgengrauen werden die Schiffe über Land gezogen, unterstützt von gesetzten Focksegeln, die der aufkommende Seewind bläht. Dieser Anblick läßt den Byzantinern den Schrecken in die Knochen fahren, nimmer hatten sie seitens der Wikinger einen Angriff zu Lande vermutet. Sie schicken Unterhändler mit der Bitte, ihre Stadt nicht anzugreifen. Oleg gebietet dem anstürmenden Heer Halt. Die Griechen kommen zunächst mit Wein und Früchten, doch Oleg weist die Gabe zurück mit der Aufforderung, sie sollten ihren vergifteten Wein selbst trinken. Dafür verlangt er ein großes Lösegeld und vor allem einen Handelsvertrag, in dem die Byzantiner sich verpflichten, dem Wikingerhandel weite Gerechtsame, zollfreie Einfuhr nach Byzanz und Sonderrechte für die Waräger, von den Byzantinern Wäriinger genannt, zu gewähren. Außerdem sollten alle Wikinger, die nach Byzanz kamen, für ein halbes Jahr frei versorgt und beköstigt werden, u. a. freien Zutritt zu ihren Thermen haben, um in den Wannan aus Marmor und Silber zu baden. Mit reichen Schätzen beladen, vor allem mit Gold und Silber, aber auch Wein, Früchten und Tüchern, kehrten die Wikinger nach Kiew zurück. Im Friedensvertrag von 911 legten Leo VI. und Oleg ihren Eid ab und schworen, den Frieden zu halten. Dieser Friedensvertrag scheint die älteste, ihrem Inhalt nach bekannte Urkunde in der russischen Geschichte zu sein (nach Agrell). Danach setzt ein sehr reger Handel zwischen den Warägern und Konstantinopel ein. Oströmisches Warengut geht über den Flußweg nach Norden, nach Birka am Mälarsee und nach Gotland und weiter nach Dänemark und über Hedeby, die schwedische Wikingerstadt an der Schlei, nach dem Frankenreich, nach der Rheinmündung und nach England. Der beiderseitige Gewinn war groß. Kein geringerer als der oströmische Kaiser Konstantin VII., Porphyrogenetos, (912—959) hat teilweise höchst eigenhändig eine Beschreibung der Waräger am Hofe von Byzanz und von der Dnjepr-Nowgorod-Schiffahrt gegeben, die für uns eine der wichtigsten Quellen der Warärgeschichte darstellt. Durch kriegerische Ereig-

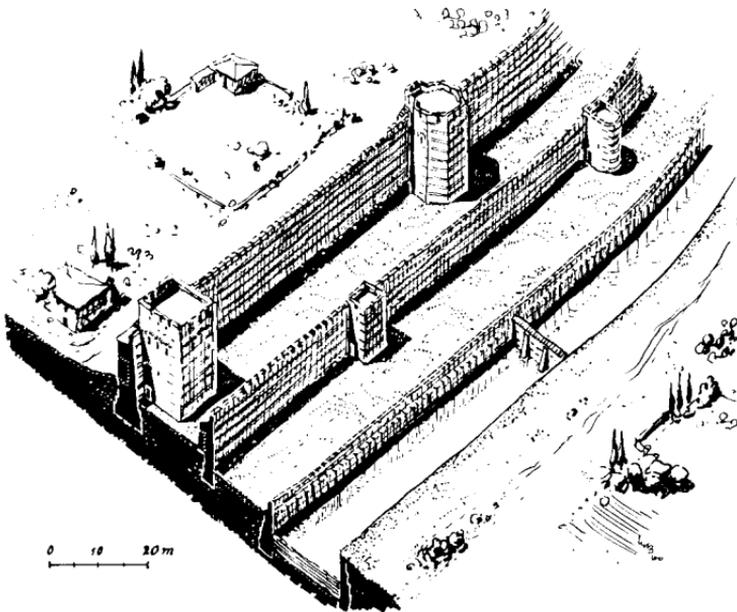


Abb. 19: Dreifache Landmauer von Byzanz. (Aus dem Logbuch der Karawane-Studienreisen)

nisse konnte der Handel nur zeitweise lahmgelegt werden. 923 belagerten die Bulgaren unter ihrem Khan Simeon Byzanz — aber auch diese, wie so viele andere Belagerungen überstand die Stadt unter Führung des tapferen Armeniers Romanos Lakopenos. Natürlich ging der Handel auch nicht immer friedlich vor sich. 941 segelte wiederum ein starkes Wikingeraufgebot, unterstützt von slavischen und finnischen Streitern gegen Byzanz. In einer gewaltigen Seeschlacht erlitten die Wikinger durch den schon genannten Romanos Lakopenos eine schwere Niederlage, wobei das von den Byzantiern erfundene „griechische Feuer“ gute Hilfe leistete. Doch blieben diese Kraftmessungen Episoden. Der friedliche Handel Kiew-Miklagård führte allmählich zu einer festeren Bindung, die durch den Übertritt Wladimirs I., des Heiligen, im Jahre 987 zum orthodoxen Christentum und durch die Heirat desselben mit Anna, der Schwester eines der bedeutendsten oströmischen Kaiser, Basileios II. Bulgaroktonos (des Bulgarentöters), im Jahre 989 besiegelt wurde. Schon unter Oleg hatten eine größere Anzahl schwedischer Wikinger Waffendienst in Byzanz angenommen und dem Kaiser Treue geschworen. Aus diesen bildete sich die Leibwache des Kaisers, und bald waren die „Beil tragenden Barbaren von Thule“ oder „Rhos“ ein gewohntes Bild im Straßenbild von Byzanz, ge-

fürchtet von allen Widersachern der Kaiser. Der Geschichtsschreiber Ottos des Großen, der Langobardenbischof Liutprand von Cremona, der für seinen Kaiser um die Mitte des 10. Jhdts. Gesandter bei dem oströmischen Herrscher war, entwirft uns ein interessantes Bild von dem byzantinischen Leben und von den Wäringern. Über ein Jhd. später berichtet Anna Komnena, die Tochter und hervorragende Biographin des Soldatenkaisers Alexios Komnenos, die wegen ihres Ehrgeizes und ihrer politischen Intrigen gegen ihren Kaiserlichen Bruder von diesem ins Kloster verschickt worden war, von diesen Wäringern: „daß sie sich lieber in Stücke hauen ließen, als daß sie ihren Kaiser verraten hätten“. Kein Wunder, daß Ostrom die Rhos nicht nur als Leibwächter einstellte, sondern auch eigene Truppenteile aus den Reihen der Waräger zusammenstellte. Mit Hilfe derselben konnte Basileios II. einen gefährlichen Aufstand in Kleinasien unterdrücken und seine Herrschaft im Innern des Reiches festigen. Im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts kamen immer mehr Waräger nach Byzanz — nach 1066 auch dänische Wikinger und angelsächsische Streiter auf dem Wege über Rußland, die vor der rohen Gewalt Wilhelms des Eroberers aus England wichen und sich bei dem oströmischen Kaiser verdingten. An allen Grenzen des oströmischen Reiches kämpften die Waräger, gegen die Sarazenen in Asien, gegen Aufständische in Afrika, auf Sizilien, in Langobardenlande Italien, an der unteren Donau gegen die „Blakumän“ (Walachen), gegen die Bulgaren und gegen die Aufrührer im Reiche. In Uppland, Södermanland und Östergötland findet sich eine große Auswahl Runen-Steine, deren Inschriften von Männern berichten, die „den Ostweg fuhren“, die „in Griechenland kämpften“, die „im Ostweg die Wogen pflügten“ oder „im Langobardenland fielen“. Inschriften und gleichzeitige Quellen berichten aber auch von Männern, die mit Gut und Geld von Miklagård zurückkehrten und danach wohl eine geachtete Stellung eingenommen haben müssen (vgl. auch Heft 3 Pg. 65).

Zwei Denkmäler mögen hier besonders hervorgehoben werden, die ein schlagartiges Bild auf die Waräger als Händler, als Streiter werfen. Auf der kleinen Insel Berezan in der Dnjeprmündung findet sich ein Kalkstein, auf den Runen eingeritzt sind, die um etwa 1100 entstanden sein dürften. Der Stein bildet eine Giebelplatte, die zu einem warägischen Grabgewölbe gehört. Die Inschrift lautet: „Grane erbaute dieses Gewölbe als Grabdenkmal über seinen Handelskompagnon Karl.“ In kurzen, schlichten Worten steht hier der Waräger als Handelsmann vor uns, der an fremdem Strand, weit ab vom Mutterland, dem

„Svithiot hin mikla“, dem großen Mutterland Schweden, seinen Dienst versah. Der Stein hat besonders auch deshalb historische und historischgeographische Bedeutung, weil wir nur wenige Zeugnisse in Stein aus dem Kiewer Reich der Waräger besitzen, da es in diesem Raume an Felsblöcken fehlte und die meisten Inschriften in Holz eingeristet worden sein dürften, einem Material, das die Zeit nicht überdauerte.

Ein einzigartiger Zeuge von den Heerfahrten der Waräger, wahrscheinlich im Dienste Miklagårds, ist der sogenannte Runenlöwe von Piräus. Wie der Name besagt, war der antike



Abb. 20

Der antike Marmorlöwe  
von Piräus

(seit 1697 aufgestellt  
vor dem Arsenal in Venedig  
mit schwedischer Runeninschrift  
von etwa 1040)

Löwe aus Marmor an der Hafeneinfahrt des Piräus aufgestellt. Er wurde von den Venetianern 1697 als Siegestrophäe nach Venedig gebracht und daselbst vor dem Renaissanceportal des Arsenal zusammen mit drei anderen Marmorlöwen der Antike aufgestellt. Leider ist die auf beiden Seiten eingeristete Runeninschrift so verwaschen, daß man eine korrekte Deutung der Inschrift nicht geben kann. Die die Schrift umgebenden Tier-schlingen sind aber so ausgesprochen typisch für Bilder- und Runenschrift Upplands, daß kein Zweifel darüber bestehen kann, daß die Inschrift von Wikingern aus Uppland stammt. In der Schrift wird an einen Horse erinnert, der „mit Klugheit auf Fahrt ging und Gold auf seiner Fahrt gewann“. Am besten zu deuten sind die Verfasser der Schrift: „Svear (= Schweden) ritzten diese Runen auf den Löwen, Kempen risteten die Runen“. Dies geschah etwa zwischen 1040 und 1050, zu einer Zeit also, in der die Werbung von Warägern in Byzanz ihren ersten

Höhepunkt erreichte, sodaß es nicht abwegig ist, anzunehmen, daß die alten Recken von Rodrsland (= Roslagen) ihren Weg über Byzanz und Piräus nahmen.

In der über 1000 Jahre währenden Geschichte des oströmischen Reiches bildet die Warägerepisode nur eine Randerscheinung — sie mutet vielleicht so sagenhaft an, wie das Bestehen Ostroms an sich. Die vage Vorstellung von Ostrom als einem Epigonen des großen Römerreiches war nie ganz auszurotten. Nichts aber ist falscher als diese Vorstellung. Das oströmische Reich spielte eine wahrhaft entscheidende Rolle in der Geschichte und Kultur des Abendlandes. Der „Ewigen Stadt am Tiber“ steht eine „Ewige Stadt am Bosporus“ gleichwertig gegenüber. Die Geschichte dieser Stadt ist freilich ein einziges Drama. Aber trotz aller Stürme, die über diese Stadt am Bosporus hinweggebraust sind, steht sie noch heute. Sie trotzte den ärgsten Feinden der mittelalterlichen Welt, sie hielt sich wie ein rocher de bronze im Türkengewimmel — erst lange nach den Schlachten auf dem Amselfeld, nach dem Fall von Adrianopel, ist sie — völlig isoliert und vom Abendland verraten und aufgegeben — in die Hände des Sultans gefallen. Doch selbst im Türkenreich riß sie wiederum die staatliche und geistige Machtstellung an sich, und auch in der neuen Türkei hat sie wieder ihre führende Stellung als Handels- und geistiges Oberhaupt erhalten. In der Geschichte der Nordgermanen aber erhält Miklagård einen Ehrenplatz. Blutig, grimmig, voller Schrecken und Grausamkeit war die Wikingerfahrt — in Byzanz aber wurde die Kraft der Nordmannen nicht nur selbstsüchtig negativ verbraucht, sondern mit eingesetzt zur Rettung aus schwerster Bedrängnis, zur Verteidigung eines Erbes, von dem das Abendland heute noch zehrt.

Als Sonderheft Nr. 11 unserer „KARAWANE“ erschien ein Vortrag von N. H. Baynes in der Übersetzung von Dr. Dieter Hummel, 24 Seiten DM 1.30, das als Ergänzung des vorliegenden Heftes empfohlen wird.

## **DIE KARAWANE**

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde — Vorsitzender Prof. Dr. Friedrich Seebass — herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich, das vorliegende Heft 4 1960/61, ist eine auf 64 Seiten verstärkte Nummer und kostet für Einzelbezieher DM 2.20, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 6.—, an die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. — Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

### ***Bildnachweis:***

Karte 1 und 3 A. K. Lutz, Karlsruhe; Zeichnung 2 Prof. Dr. Joseph Wiesner, Freiburg; Bild 4 und 11, sowie Titelbild Dr. H. Hell; Bild 5, 6, 8, 12, 15, 19 Dr. K. Albrecht; Bild 7 F. Hammer; Abb. 9 und 10 nach Ulya Vogt-Göknil (Türk. Moscheen, Seite 19 u. 20); Abb. 13 nach Tarantola; Karte 16, 17, 18 Original Prof. Dr. F. Seebass.

### ***Vorankündigung:***

Der Titel unseres nächsten Hefes (2. Jahrgang 1961/62, Heft 1) lautet „Lebendiges Griechenland“.

### ***Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen***

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, anzufordern.